

Das Gaiserbähnli : verschmutzte Kulturbildchen aus Ausserrhoden

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **50 (2009)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gaiserbähnli

Verschmitzte Kulturbildchen aus Ausserrhoden

Heinrich Federer (1866–1928)

1. Auch die Eisenbahnen haben ihre Seelen

So obenhin meinen die Leute, alle Bahnen und Bähnlein gleichen sich in Gesicht, Gang und Lebensweise aufs Tüpflein. Nun ja, alle essen hartes Schwarzbrot, schwitzen und schnauben wie von der Hölle besessen und stossen aus ihrer gewaltigen Tabakspfeife die ungeheuerlichsten Wolken gen Himmel. Das gehört zum Beruf. Dabei aber gibt es doch noch Eisenbahnen, die ihre Eigenpersönlichkeit tüchtig bewahrt haben und mit keiner Kollegin der übrigen S.B.B. oder gar der ausländischen Netze verwechselt werden können.

Den englischen Eisenbahnen in ihrem nüchternen Aufputz, ihrer internationalen Gleichgültigkeit und ihrem gedankenlosen Rasen durch Stadt und Ebene merkt man auf den ersten Blick den geschäftigen Allerweltstrotter an. Die amerikanischen sehen verwegen und abenteuerlich aus. Man denkt an Überfälle im Urwald, an zusammenkrachende Brücken, an todesschnelle Hetzen durch menschenlose unabsehbare Einöden. Dagegen macht die Gotthardbahn einen soliden, besonnenen und tapfern Eindruck. Sie benimmt sich zwar vornehm wie eine Gesellschaftsdame, die mit grossen Lords und selbst mit cis- und transalpinen Majestäten verkehren muss. Doch ist ihr immer ein Stich ins Schweizerische und Alpenhafte geblieben. Sie riecht immer ein wenig nach den Tannen bei Wasen, nach dem Reusswasser beim Pfaffensprung und nach den Granitblöcken vor Göschenen. Es hängt ihr stets wie einer nordischen Ballade etwas Nebel, etwas Schnee und etwas graue heroische Sage an. Auch die italienischen Bahnen behalten bis auf unsern Tag eine persönliche Note bei. Man spritzt sich da Pfirsichsaft auf die Toilette, man schaukelt sich auf den Stuhllehnen, spaziert durch den schmalen Mittelgang, man spielt Harmonika und sagt Gedichte auf, klatscht Beifall und schreit «A basso!», versteckt Katzen und Hündchen in Blumenkörbe und tut gerade wie auf der Strasse. Das ist sehr brav von den italienischen Bahnen. Sie langweilen nie, selbst nicht auf so dürren Strecken wie die zwischen Mailand und Bologna. Gott gebe ihnen ein langes Leben!

Und dann die sogenannten Nebenbahnen, diese spassigen Dingerchen, halb Schnecke, halb alter Adler, sie, die von den Miststöcken ihrer Dorfstrasse, von den Milchnäpfen ihrer Melkbuben und von dem Moschus und Lavendel der Gemeinderatsfräcke mehr als von Kohle riechen! Sie mit ihren Kalendergesprächen, ihren schweren Kohlrübenkörben, ihren Friedhofkränzen und schreienden Häfelikindern! Diese schwäbischen Bähnlein, die der Ulk so unbarmherzig verspottet, sie, von denen es heisst, sie führen so langsam, dass man darin ein

	(Wagen 2-3. Kl.)								Taxen ab St. Gallen					
	14	2	4	6	8	16	10	12	Einf.	Fahrt	II.	III.	II.	III.
von Rorschach 108 an	156	814	945	157	412	521	708	852						
St. Gallen B ab	653	905	1055	203	435	610	720	920						
Riethäusle (Halte)	706	918	1103	216	448	623	733	933	—	-.40	-.30	-.60	-.50	
Lustmühle (Halte)	713	926	1116	224	456	631	741	941	—	-.50	-.40	-.80	-.65	
Niederteufen (Halte)	721	934	1124	232	504	639	749	949	—	-.75	-.60	1.15	1.—	
Sternen (Halte)	724	937	1127	235	507	642	752	952	—	-.75	-.60	1.15	1.—	
Tenten	731	944	1134	242	514	649	759	959	—	-.85	-.70	1.35	1.15	
Linde (Halte)	736	948	1138	246	518	653	803	1003	—	-.85	-.70	1.35	1.15	
Rose (Halte)	743	955	1145	253	525	700	810	1010	—	1.20	1.—	1.95	1.60	
Bühler	750	1002	1152	300	532	707	817	1017	—	1.35	1.10	2.15	1.80	
Zweibrücken (Halte)	804	1016	1206	314	546	721	831	1031	—	1.70	1.40	2.70	2.25	
Gais	808	1020	1211	318	550	724	835	1035	—	1.70	1.40	2.70	2.25	
Sammelplatz (Halte)	814	1026	1217	324	556	—	841	1041	—	1.95	1.60	3.10	2.60	
Hirschberg (Halte)	825	1037	1228	335	607	—	852	1052	—	2.20	1.80	3.45	2.90	
Appenzell B an	830	1042	1233	340	612	—	857	1057	—	2.30	1.90	3.65	3.05	
nach Herisau-Winkeln III ab	905	1103	305	455	735	—	—	—	—	—	—	—	—	

Ausschnitt aus dem Fahrplan vom 1. Mai 1904. Für die Strecke von St. Gallen nach Gais benötigte man damals fünf Viertelstunden. Heute sind es noch 32 Minuten, mit dem Schnellzug zwischen 17 und 18 Uhr sogar nur 27 Minuten.

eisgraues Alter erreichen, und so schnell, dass man fast immer früher ankommen könne, als man abfuhr. – Ach, wer möchte sie in der mörderischen und doch gar nicht so notwendigen Eilfertigkeit unserer Zeit missen!

2. «Fort von St. Gallen!»

Aber ich will vom Gaiserbähnli reden.

Obwohl es nur ein Seitenast der Linie Zürich-St. Gallen-Chur ist, so behauptet es doch ein so unabhängiges Wesen, dass man viel eher meinen möchte, von ihm aus gingen die eisernen Fäden nach Zürich, München und Wien. Noch nie hat jemand gewagt, vom Gaiserzug in sekundärbähnlichem Tone zu reden. Wenn auch seine Coupés mit allerhand Merksprüchen tapeziert sind, die kinderstubenhafte besorgt klingen, so: dass man nicht auf den Boden spucke, nicht über das Fenstergesimse hinauslehne, nicht zwischen zwei Stationen aussteige, dass man dem Schaffner das Reiseziel angebe und so weiter – wenn ferner auch das Bähnchen auch schmalspurig geht, sodass man zwischen den engen Sitzen fast den Atem verliert, und wenn endlich uns gleich beim Einsteigen eine ganz eigene Sprache und ein Volk mit ganz eigenen rasierten Gesichtern grüsst, so wird doch niemand behaupten, es mute einen hier provinzmässig und kleinlich an. Keineswegs! Man hat das Gefühl, dass hier eine grosse, alte, vertrapelte, langweilige Kulturwelt aufhört und eine zwar noch ältere, aber kraft ihrer langen Abgeschlossenheit noch immer grüne, frische, selbstmächtige und gar kurzweilige Welt beginne. Man merkt, diese Bahn führt aus den vielen grossen Untertanenländern in ein kleines souveränes Königreich oder besser gesagt in eine Reihe von Königreichen. Denn jedes starke Dorf Ausserrhodens ist auch ein eigenes Fürstentum.



Der alte so genannte Gaiserbahnhof in St. Gallen. Postkarte, um 1900.

Es ist bezeichnend genug, dass das Gaiserbähnli es in St. Gallen verschmäht, in den gemeinsamen Bahnhof wie alle andern Eisenbahnen zu münden. Es will sein eigenes Bahnhöfchen haben. Mag das altbischöfliche Chur und das grosstädtische Zürich, mögen Konstanz und Basel und, was über den Arlberg von Wien her kommt, sich in Gottes Namen mit dem einen städtischen Bahnhof begnügen: wir, die Gaiserbahn, lassen uns diese internationale Schablone nicht gefallen! Wir wollen unser eigenes Absteigequartier, unsere eigenen Perrons und Billetschalter haben. Vielleicht, wenn einmal ein neuer stattlicher Bahnhof dasteht, vielleicht, wenn er in einem uns genehmen Stil vollführt ward und uns von den Bergen her eine eigene Zufahrtslinie einräumt, vielleicht, wenn wir in seinen Hallen eine gewisse, uns zukommende Souveränität bewahren: vielleicht, dass wir dann mit uns reden lassen und auf ein eigenes Bahnhofwesen verzichten. Vielleicht!

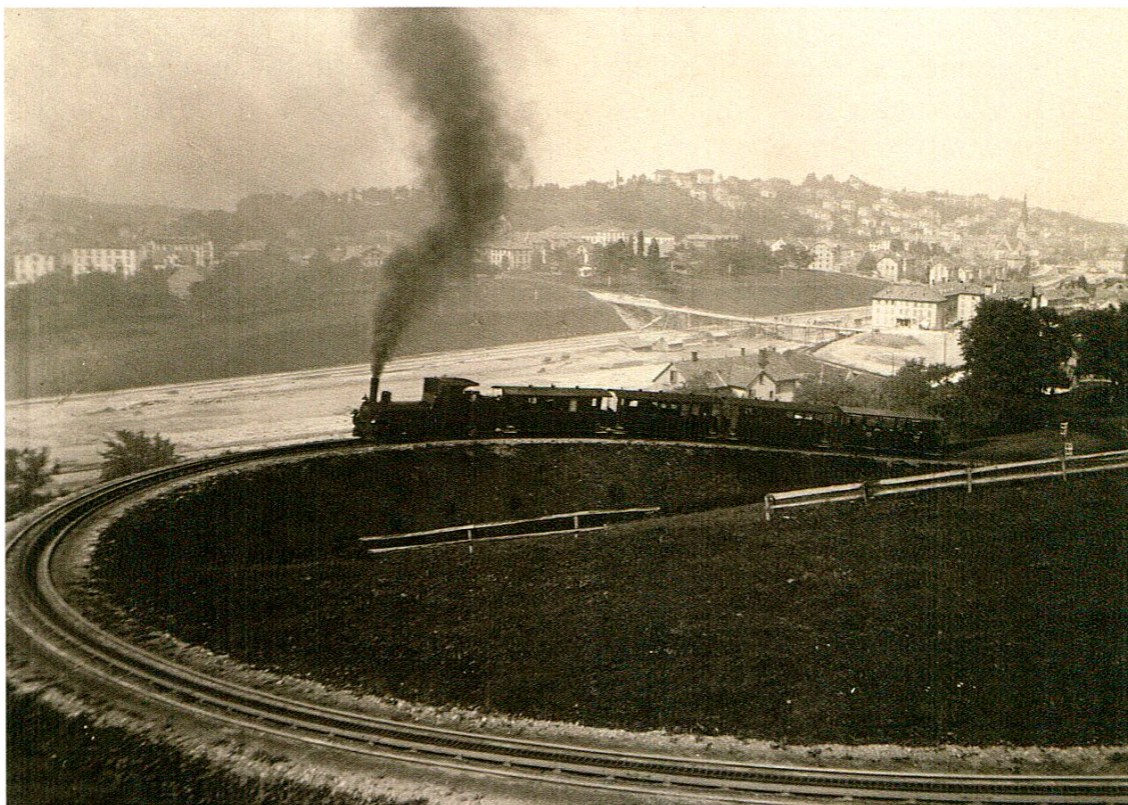
3. Der internationale Ausserrhödler

Das Gaiserbähnli hat eine richtige Ausserrhödlerseele.

Wenn es von St. Gallen abfährt, benimmt es sich zwar noch durchaus städtisch. Es fährt graziös durch die Strassen und Häuserreihen des Arbeiterquartiers, ohne sich zu überstürzen, etwa, wie man gern glauben möchte, einem Polizeiposten in

die pflichtgemäss geraden Beinen zu schiessen oder in eine musikalische Italienergasse zu rumpeln. Aber es atmet doch auf, sobald es aus den grauen Mauern hinaus auf die steilen grünen Wiesen des Freudenbergs sieht. Das Älplerblut erwacht in ihm. Eine unbezähmbare Lust zum Klettern überkommt es. Mit einer einzigen jähren Biegung nimmt es den Hang. Das Kunststück ist überraschend. Nicht so bald macht ihm das eine andere Bahn nach. Je tiefer St. Gallen unter ihm versinkt, diese wenn auch gemütliche, so doch fürchterlich unschöne, neblige, enge und bedrückte Häusermulde, desto frecher blitzen die Metallaugen des Gaiserbähnleins, desto munterer wird sein Bergschritt, und oben, wo man zum letzten Mal auf die Kirchen und Banken und alles Stadtgestiebe in der Tiefe schaut, lässt es einen Pfiff ab, einen so bundeswidrigen, unbezähmten, aber heillos kühnen Pfiff, wie ein junger Habicht, den schlaue Stadtbuben ins Garn bekommen und eine Weile zwischen Käfigstäbe gezwängt haben. Nun ist er entwischt, weitet seine Flügel und strebt wieder den lustigen, schneever Silbernten Heimatgipfeln zu ... Da darf man wohl pfeifen!

Im übrigen gleicht die Fahrt von der Stadt in die Hügel hinauf durchaus keiner Flucht. Das Gaiserbähnli fürchtet die Stadt nicht. Es würde ohne Herzklopfen mitten in den Zentralbahnhof von Paris oder London münden. Was verschlüge das? Man kann doch heute nicht mehr immer droben in den trauten Nestern der



Das «Gääser Bähnli» in der steilen und engen Zahnstangenkurve (92‰, 30m Radius) ob St. Gallen. Postkarte, Poststempel: 21. April 1907.

Alpen hocken! Von den Alpenrosen und den schönen Aussichten lebt niemand. Hinunter muss man in die arbeitsegnete Tiefe, in die industriereiche, goldschwängere Ferne hinausfahren! Man muss dem ehrwürdigen, grauhäuptigen Vater Säntis, seiner königlichen Majestät dem Altmann und der ganzen glorreichen Alpsteinkette, die aus den grünen Appenzellerhügeln plötzlich wie eine Überwelt ins Blau aufsteigt, man muss den lieben Hochtälern mit ihren braungefleckten Kühen, ihrer süssen Milch, ihren reinlichen Hütten, ihrem Jodel, ihren Sonntagsstubeten und der ganzen tanzenden Volksbeweglichkeit Ade sagen, man muss nach London gehen, um neuen Absatz für die Stickerei zu suchen, nach Amerika, um neue Moden aufzuspüren, nach den indischen Gewässern und den Kolonien um Ozeanien, damit keine Konkurrenz entsteht! Die tausend Handelsstrassen der Welt muss man ablaufen, die tausend Marktplätze der Erdkugel heimsuchen, die tausend Gelegenheiten, reich und stattlich zu werden, am Zipfel nehmen. Denn was ein richtiger Ausserrhödler, vor allem ein Gaiser ist, will kein Habenichts sein, sondern begütert, mit breiten Hosensäcken und breiten Goldbatzen darin ...

Es ist wahr, dem Bähnlein tut es jedesmal weh, wenn so ein frischwangiger Bursche aus Trogen oder Gais mit dem Überseeköfferchen nach St. Gallen fährt. Was wirst du, denkt es, für Enttäuschungen erleben? Wie lustig hast du bisher auf deinen Hügeln gelebt! Fast wie ein Spiel war Tag für Tag. Diese einzige göttliche Luft, diese hellen Stuben, dieser Frohmuth der Mütter und diese Würde der Väter! Wo gibt es einen solchen Schnee wie hier, wo noch im Herbst so schattengrüne Wiesen, wo so zutrauliche Kühlein, wo so leichte Werkstage und so freie Sonntage? Lebe wohl, du Sonne der Berge! Lebe wohl, du Leben junger Könige! Lebe wohl, du Glanz und Übermuth der Höhen! Es geht ins platte, staubige, unfreie und vertretene Leben hinunter! Lebet wohl!

Der Junge aber blickt zum Coupé hinaus voll Gier nach dieser unbekanntenen und verschrieenen Welt. Er pfeift zwischen seinen blanken Zähnen eine entschlossene Melodie. Er scharrt wie ein Hengst vor Ungeduld mit den Füßen. Unendlich schimpft er auf das Bähnlein, das so langsam fährt, und wird über den Rotbach neidisch, weil er viel rascher den gleichen Weg in die Tiefe stürzt ... O diese roten, glühenden Backen, dieses helle Pfeifen, dieser elastische Schritt, dieses Gucken in lauter Sonnen! Es gibt einen Ort, wo der Rotbach langsam und müde wird, und irgendwo kommt auch das tobende Blut meines jähren Burschen in ein sachteres Tempo!

Das Gaiserbähnli tröstet sich, wenn auch die Zurückkehrenden nach Jahren etwas entfärbte Gesichter heimbringen, nicht mehr pfeifen und sich nicht mehr so biegsam zum Trittbrett auf- und niederschwingen. Im Grunde sind sie doch die Gleichen geblieben. Der Ausserrhödler hat bei aller äussern Schmiegsamkeit etwas unverrückbar Festes in sich. Ob er drei Welttheile durchquert hat, englisch wie ein Londoner und französisch wie ein Pariser spricht, ob er die letzte Raf-

finerie der Kultur in einer Ausstellung oder in einem Variété erlebt, durch alle Museen gewandert, über alle Boulevards spaziert, durch alle Fabriken gezogen ist und an allen Schaltern mit schweren Wechsellpapieren gehandelt hat: im Kern ist er der Alte geblieben. Also einer, der für gewöhnlich kurz und knapp redet, langsam und mässig abwägt, aber dann bestimmt urteilt, trifft, wenn er schlägt, und nicht lacht, wenn er zum Lachen macht. Einer, der hinter einem zugeknöpften Wesen und einer für den Fremdling fast abstossenden Kälte eine goldene Gemütlichkeit und einen funkelnden Frohsinn verbirgt, gleich dem Champagner im Eise. Einer, der gern ein Fest durchjubelt bis zum letzten Trinkkelch, aber dessen längstes und bestes Fest doch das Arbeiten ist. Einer, der allen Komfort des Lebens kennt, aber die Einfachheit doch am komfortabelsten findet, der oft grosse Summen gleichmütig ausgibt, aber dessen reiche Buben doch selten mit mehr als zehn oder zwölf Rappen in den Hosen klimpern. Das heisst, auch die Buben klimpern nie mit dem Geld. Sie prahlen nie damit. Sie sind zu klug dazu, und das Geld ist ihnen eine viel zu ernste Sache, als dass sie damit kindlich protzen wie etwa wir St.Galler oder Zürcher. Ja, der Heimkehrende ist der Alte geblieben! Mit Weitsicht und freier Politik wirft er seine Stimme in die vaterländische Urne, einer der liberalsten Schweizer. Aber auch einer der konservativsten Kantöner! Denn trotz aller internationalen Erfahrungen reicht er nur ungerne Hand, um die Zöpfe und Zöpflein der engern Heimat zu beschneiden. Nachdem er über den Trafalgar Square und unter dem Arc de triomphe so grossstädtisch als irgend einer geschritten, nimmt er in der ersten heimatlichen Stunde wieder den alten weitausholenden Bergschritt hervor, mit dem er als Jüngling so leicht und gelassen den Gäbris oder die Riesern hinauflief. Und er wird, nachdem er viele Jahre lang nur englisch redete, sowie er den ersten Ausserrhödler trifft, das uralte herrliche Gaiserdeutsch sprechen, als hätte er es nie unterbrochen, diese singende, bald in schnellen, bald in gedehnten Rhythmen laufende Mundart, grobholperig und weichsammtig, genau wie die Hügel ums prächtige Dorf.

Ja, Gaiserbähnli, so kommen sie alle wieder zurück, als wären sie nicht in Indien, sondern nur rasch in Basel gewesen! Sie haben wenig verloren, viel gewonnen. Du trägst sie heim und fühlst wohl, dass sie nicht bloss eine schwerere Schulter und ein umfangreicheres Bäuchlein, sondern auch einen schwerern Koffer heimbringen, diese Leute, die so dünnbeinig und so leichten Bündelchens davonzogen!

4. Romantik auf dem Weg

Das Gaiserbähnli blickt mich strafend an, als wollte es sagen: Was hältst du Schreiberlein mich mit deinem Wirbelwind von Worten auf? Gescheiter als das viele Schwätzen ist Handeln! Und rüstig fährt es zur ersten Station Riethäusle.

Diese Stationen! Es gibt auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen. Es sind einfach Wirtshäuser oder Herbergen. Eine Station heisst «Linde», die andere «Rose», eine dritte «Lustmühle» usw. Das Bähnlein hält. Ein Junge springt mit ein paar



Gasthaus und Bad «Zum Weissen Schäfle», Haltestelle «Riethäusle». Postkarte, Poststempel: 27. Dezember 1907.



Eine Haltestelle in Teufen: Hotel und Pension «Zur Linde». Postkarte, Poststempel: 29. März 1921.

Briefen aus der Türe, ein Knecht wirft etliche Säcke Obst oder Kartoffeln in den Gepäckwagen. «Halt!» schreit ein lachendes Wirtshauskind, als das Bähnlein schon anfängt, weiter zu rasseln. «Halt!» Und sieh da, das Gaiserbähnli ist galant genug und stoppt, sodass unser Jüngferchen seine Ansichtskarte mit zwei grossen brennenden Herzen nach Bühler an einen gewissen F. D. noch zur Post legen kann. Das gefällt mir. Die grossartigen Berliner- und Hamburgerherrschaften, die das ganze Coupé mit ihrem Norddeutsch durchschmettern, sie müssen sich gedulden, der alte Lord von Heresford gleichfalls und der Marchese da Bonfelterre mit Signorina und Signora desgleichen! Das ganze anspruchsvolle Ausland muss warten, weil die verliebte Marie ihrem Fränzli eine Karte mit zwei Herzen hinaufschickt!

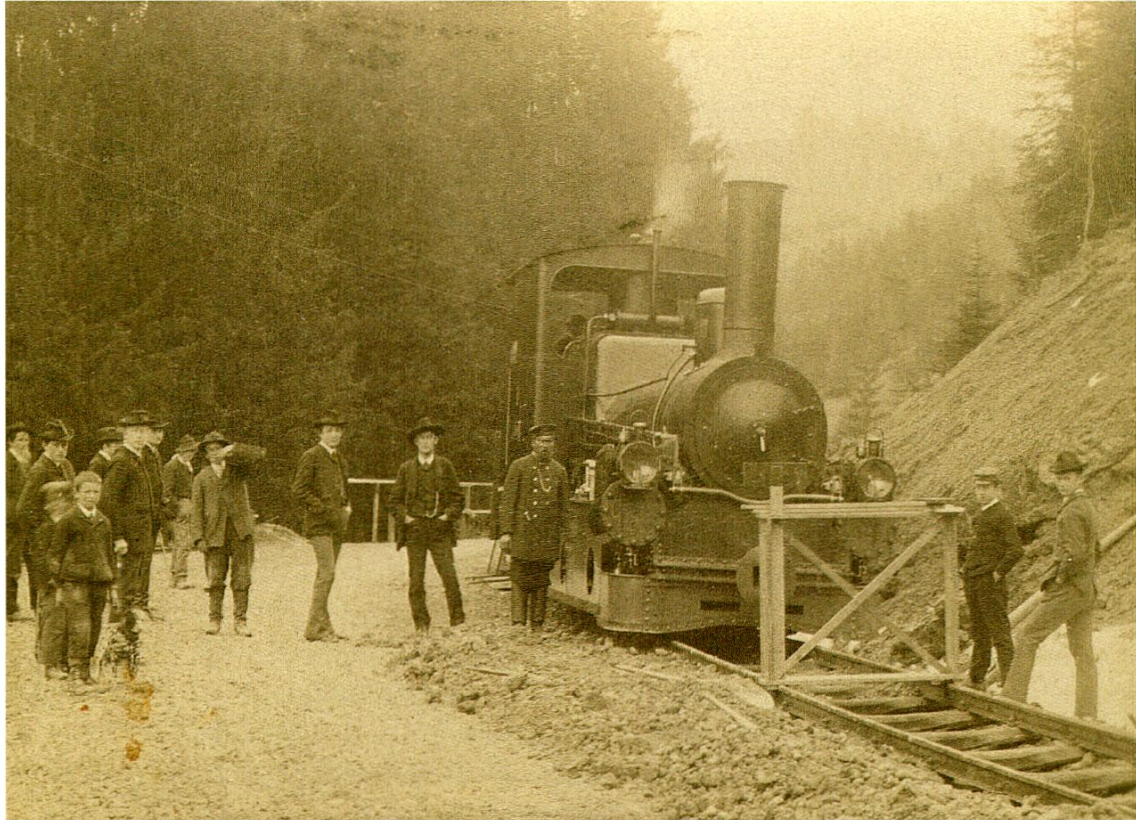
Von nun an sieht das Bähnchen aus wie umgewechselt. Es ist noch eine Bahn, o ja, eine sehr tapfere sogar! Aber es hat so ein heimeliges Gesicht angenommen, fast wie eine alte liebe Post. Man darf aufs Trittbrett hinaussteigen, kann Haselblätter von den Hägen pflücken, kann sogar mit den Strassenleuten plaudern. «Du, Hannes, heut abend kann ich nicht zum Kegeln kommen! Sags dem Kuerdli! Wir haben daheim ...» Rrrr, das übrige verschlingt das Getöse der Bahn! Von der Strasse grüssen Bekannte ins Waggonfenster, und jedesmal scheint das Bähnli langsamer zu fahren, als wollte es der Begegnung Zeit lassen, sich die Hand zu drücken.

Es holpert ein bisschen. Für Leute, die wenig Bewegung haben, ist die Fahrt eine gesunde Gymnastik, reckt sie ein bisschen auseinander und schüttelt ihre Philisterröcke durch. Ganz recht! Wenn man in den Bergen ist, soll man merken, dass wir nicht mehr über zahme Asphaltpflaster schlendern! Holpere nur zu!

Bei der «Rose» ist jene klassische Stelle, wo das Gaiserfraueli nach Rezept des Stadtdoktors einen ersten Schluck aus dem Gütterli nehmen sollte. Derowegen der ganze Zug anhielt. Denn das Weiblein hatte es dem Kondukteur anbedungen, wenn man zur «Rose» komme, es zu melden. Ein Weilchen über die Station hinaus fällt es dem Kondukteur ein, dass er dort die Alte hätte aussetzen sollen. Stramm hält der Zug. Aber das Weiblein steigt nicht aus, sondern dankt für die Freundlichkeit des Mannes und tut einen ersten Zug aus Dr. Watsons verdammt bitterer Medizinflasche.

5. Stille, heilige Berge!

Aber lange, ehe man zur «Lustmühle» oder gar zur «Rose» kommt, weichen die engen schroffen Sitterufer, und man sieht über den weiten Teufenerboden auf einmal das wunderbare Alpsteingebirge mit seinen grauen Hörnern, Kuppen und Mauern, das in der wechselnden Beleuchtung, z.B. nach Sonnenuntergang oder wenn ein Blitz die gewitterbeschattete violette Landschaft durchglüht, wie eine feierliche sagenhafte Stadt aus einem uralten Märchen ersteht. Eigentlich sind es drei Gebirge hintereinander und jedes lässt durch tiefe Luken das andere



Die Lokomotive «Gais» (HG 2/3 Nr. 1) vor der Betriebseröffnung am 1. Oktober 1889, damals noch Endstation kurz vor der Lustmühle. Photographie.

hervorblicken, sodass man an ein Volk von Geharnischten denkt, wo aus dem grossen Haufen Bewehrter der hochbehelmete «Altmann» und der breitschultrige «Säntis» als Führer hervorragen. Aber die «Türme» stehen wie eine geschlossene Leibgarde dabei, während das «Stauberekänzeli» einsam seitwärts steht, wie ein unerfahrenes, junges, kühnes Ritterlein, das auf eigene Faust fechten möchte.

Ich habe viele Gebirge gesehen, höhere, stürmischere, titanenhafte. Aber nie sah ich eine Hochwelt, die so allein und ernst und ehrwürdig für sich dastand, so breitlinig und dabei so mannigfaltig in den Formen, so unabhängig von allen andern Bergfamilien, so beständig und doch so gesichterreich wie diese. Nie sah ich ein Gebirge, das, ähnlich dem äusserlichen Wesen des Ausserrhoders, so unglaublich viele Mienen zeigt, so wundersame Farbenlaunen. Bald sieht es aus wie von Kupferglut umflossen, wenn ferne, tückische Unwetter sich vorbeereiten; bald zwischen Abendsonne und mächtigen Föhnwolken schimmert es wie von eitel Goldstaub überrieselt; bald dunkelt es in weiches Violett und tiefstes Blau ab, bald zeigt es sich grau, öde, tot. Dann wieder rückt es nahe wie eine übermächtige Kulisse der Natur oder weicht zurück in eine unerreichbare Ferne. Wenn der Novemberwind über die Gräte fegt, meint man einen Greis mit flie-

genden Silberstrahlen zu sehen. Oft aber blickt es so freundlich und gütig in die Tiefe, als wollte es mit seinen schweren steinernen Händchen den Menschen aus dem Tal in seine Höhen hinaufhelfen.

Ich kenne kein Gebirge, das so anmutig leichte Häupter hat wie den Kamor und den Hohen Kasten und das gleich wieder in so schreckbaren Felszinken gipfelt wie den Kreuzbergen.

Ja, das Alpsteingebirge ist eine Welt für sich, und es kann mit Glanz bestehen, wenn von der Berninagruppe, den Eiskönigen des Bernerobersandes, von den erhabenen Tauern oder dem Riffelalppanorama geredet wird! Es besitzt so gut wie jene seine Wirtshäuser, Berghütten, seine fetten Alpen und seine unergründlichen Seen, seine Alpenrosen, Edelweiss, Männertreu und Bergenzianen, dann seine Kletterpartien und trostlosen Steinwüsten, Bergjodler, Geissen und Gemsen, sogar ein klein wenig auch seine unzerschmelzlichen Gletscher und seinen Blick tief in die Stuben und Nebenkammern der Schweiz hinein, aber auch zu den Fenstern der Heimat hinaus weit in die Herrenländer von Ost und Nord. Aber was es noch mit jenen andern teilt, das ist die Eisenbahn, das ist ein Lift, das ist der dumme, neben Sonne und Mond und Sternen so lächerliche Schweinwerfer, das ist der Kellner-Bratenfrack, das Gong-Geläute und alles, was uns Schweizern nach und nach die Berge stiehlt, nachdem es uns zum Teil die Städte schon geraubt und den Trottoirmenschen des Auslands überliefert ...

Nicht wahr, liebes Bähnlein, bis Zweibrücken, bis Gais, bestenfalls bis Appenzell fährst Du, aber weiter nie ins Heiligtum deiner grossen, stillen Berge!

6. Die saubersten Dörfer der Welt

Nun es einmal in seinen Hügeln ist, fühlt sich das Bähnlein erst recht wohl. Es sieht sich um. Überall grüne Wiesen auf und ab, überall dunkle Tannenforste darüber fleckenweise gestreut, überall tiefe Einschnitte von den kleinen unruhigen Bächen, die gleich den Ausserrhändlerbuben so freundliche Wasserchen sein können, wenn das Wetter gut ist, aber so grässliche Plagegeister, wenn der Himmel sich verdüstert! Und überall nette Gärtchen an der Strasse, die Dörfer an den besten wohligen Plätzen, so saubere, blanke, niedliche Dörfer dazu, mit so hellen Gassen, so reinlichen Türschwellen, so glitzrigen Fenstern und so sittigen Geranienstöcken auf dem Gesimse, Dörfer mit so geweckten, geputzten Gesichtern, wie es sicher auf der Erde keine ähnlichen gibt! Wer vom Sommersberg oder Gäbris auf diese Ortschaften blickt, an den glänzen sie empor wie nagelneues Spielzeug, das man eben aus der Schachtel genommen und in diese saftige Talweide gestellt hat, Neben ihnen, diesen glattgekämmten und frischgewaschenen Bergmädchen, kommen einem die Rheintaltöchter wie verraufte, verflochte Mägde in alten zerrissenen Joppen vor.

Aber was ich da rechtens rühme, ist doch etwa nicht holländische Reinlichkeit und Korrektheit. Die wäre langweilig und fast krankhaft. Nein, es gilt hier eine behagliche, bequeme, gemütliche Sauberkeit ohne Zwang und Pein für irgendwen. Diese Properkeit kommt aus der innersten Natur des Volkes, das ja auch so hübsche Wälder, so sauber vom Wind gescheuerte Felsen, so reine Bergzinnen, einen so weissen Schnee, so klare Wasserquellen und ein so schönes, frisches Menschenauge hat. Und weil diese Sauberkeit aus seiner Natur kommt, klebt nichts Gekünsteltes an ihr. Sie gehört zum Ausserrhödler wie der Glanz zum Lichte. Er muss so nette Dörfer, so spiegelhelle Scheiben, so wohlgebürstete Kleider, so genau liniertes Schreibpapier, ein so frischgespültes Mostglas und so glanzgewichste Schuhe haben. Das passt wie der unbefleckte Schnee, die reine Höhenluft und das weisse Garn seiner Stickerkunst durchaus zu seinem Wesen. Er könnte anders nicht leben!

7. Die Hundwiler Landsgemeinde. Ein junger Cäsar.

Wenn das Gaiserbähnli seine lieben nahen und fernen Dörfer sieht, grüsst es sie innig. Aber jedes auf eine andere Weise. Sie haben ihre Eigenheiten und wollen verschieden behandelt sein.

Im grossen gewerbereichen Teufen, das noch etwas vom Stadtglanz St. Gallens auf sich ruhen lässt, da ziemt ein vornehmer, kühler Gruss, so, wie ihn etwa zwei Herren wechseln würden, die auf dem Trottoir der Zürcherbörse sich begegnen,



Beim Gemeindehaus in Teufen. Postkarte, Poststempel: 25. Oktober 1905.

mit gleichen Aktien in der Tasche, gleichen weissen Westen, gleichen zweipfündigen Goldketten darüber und gleichen runden Bankierbäuchen.

Nun sind zwar die Teufener durchaus Ausserrhändler. Aber so streng rassenhaft wie die weiter oben, die von Trogen, Gais oder Urnäsch, sondern sie sich nicht mehr von uns mindern und geringern Menschen. Wenn sie reden, klingt schon das St.Galler Stadtglöcklein durch. Sie sprechen schneller, gewandter, geschliffener als die obern Brüder. Was sie tun und sagen, gleicht einer Münze, die zwar noch jedenfalls das Ausserrödler Bärenwappen trägt; aber die Schraffierung ist etwas verwischt, und die Ränder sind ein wenig abgefeilt. Man denkt an Herisau, nur ein bisschen jedoch; denn die Herisauer Münze ist schon ganz von internationalem Schliff.

Aber droben in Hundwil oder Gais – ich fahre in meinem Münzengleichnis fort – da herrscht noch eine harte Prägung. Mit scharfem Stichel sieht man das brumige Wappentier gezeichnet, wie es auf den hintern Beinen steht und eine wuchtige, doch blitzschnelle Tatze weist. Auf dem Revers erblickt man ein stolzes festes Haus und einen schweren Kirchturm. Darunter mit unerbittlicher Schärfe: «Gais». Nicht anders, als wie etwa unter kaiserlichen Erlassen gebieterisch Wilhelm I.R. steht.

Von ferne winken zwei Helme. Das wird Stein sein und weiter hinten Hundwil, das uralte Dorf mit der Landsgemeinde. Respektvoll, wie man einen Landammann grüsst, winkt das Bähnlein hinüber. Ihm wird feierlich zumute. Es denkt an den letzten Sonntag im April, wo die Völker des Landes auf dem einzigartigen Kirchplatz von Hundwil zusammenströmten, um über die Lose der Heimat zu entscheiden.

Auch Innerrhoden, Glarus, Uri und die beiden Unterwalden haben ihre Landsgemeinden. Jeder eignet etwas Besonderes. Malerischer geht es auf dem Landenberg zu Sarnen, lebhafter und gesprächiger an der Aa bei Wylen zu. An Ernsthaftigkeit und Feierlichkeit übertrifft die von Ausserrhoden alle schweizerischen Volkstagungen. Man stelle sich den Platz von Hundwil vor! Zuerst die einfache weissgraue Kirche, dann eine Reihe heller vielfenstriger Häuser mit hohen Giebeln, woran sich uralte, braunholzige, mit Lauben bekränzte Wohnungen reihen. Das begrenzt den Platz nach drei Seiten und erleuchtet ihn gleichsam mit seinen vielen Scheiben, seinen Gesimseblumen und seinen aus den Fenstern blickenden Frauen und gierigen Knabenaugen. Auf der vierten Seite steigt ein weicher grüner Hügel zu den Wäldern empor. Hier oben stand ich und verfolgte unter viel zuschauendem Volke, das nicht mitstimmen konnte, die herrliche Tagung. Zehntausend Männer auf dem engen Platz, in schwarzen Kleidern, schwarzen Hüten, den Säbel an der Seite. Eine Tribüne ragt aus dem Gewühle wie eine Insel. Von Pfeifern, Trommlern und schmetternden Trompeten begleitet zieht die Regierung zwischen altschweizerischen Pluderhosen und würdigen Weibelmänteln auf das Gerüste. Die eidgenössisch und standesbrüderlich stolze Begrüssung, die Reden,

die Wahlen, die Gesetzabstimmungen beginnen. Alles ernst, grossartig, kühl, wie in einer Kirche. Und doch ist man im Freien, und es fallen lustige Flocken, oder es summen schon Mücken und flattern leichtsinnige Falter über die Köpfe, die Sonne lacht so eitel, und die Schlüsselblumen nicken so kokett, alles in der Natur will Dummheiten treiben; aber diese Männer lassen sich nicht beirren, wie Roms Senatoren tagen sie mit unantastbarer Würde.

Man denke sich ein Stillschweigen von Zehntausenden und ein Händeerheben von Zehntausenden, beides noch viel gewaltiger als Ruhe und Rauschen in einem Hochwald! Man bedenke sich das herrliche, jauchzende Ja, aber auch das enge, furchtbare, tödliche Nein so vieler! Jüngling, der du neben mir auf dem Hügel standest und in dieses unzählige ehrwürdige Regieren hineinsahst, blieb dir nicht auch bis heute davon ein unauslöschlicher Eindruck? Besonders jenes Lied vergesse ich nie mehr, das ich da von zehntausend Männern singen hörte, jenen göttlichen Psalm, den ein Bergmagister in seiner engen Schulmeisterstube ersonnen und vertont hat und der wie kein anderer Eidgenossensang voll Majestät erdauf gen Himmel braust. «Alles Leben strömt aus Dir!» – Wer die langsame Stattlichkeit dieses Liedes und das Magistrale der Tagung sieht, der würde hinter diesem Volke nicht die Beweglichkeit suchen, die ihm daneben eigen ist. Freilich, wer tiefer schaut, bemerkt doch auch am heimlichen und mehr innerlichen Wesen der Landsgemeinde etwas Flinkäugiges, Flinkgeistiges, so konservativ auch oft die Entscheide dem Fremden klingen!

Gaiserbähnlein, Gaiserbähnlein, an jenem Tage hast du Arbeit in Fülle! Fast bringst du deine wehrhaften Bürger nicht unter, geschweige denn das junge Bubenvolk, das voll Begeisterung mitläuft, um rechtzeitig zu lernen, wie man tapfer ja und noch tapferer nein sagt, wie man wählt, aber auch, wie man sich wählen lässt, wie man die Rede des Landammanns anhört, doch auch, wie man sie noch lauter, noch beherzter, noch mächtiger hielte. Neben mir stand ein hochgewachsener Jüngling. Seine Stirne sah hart, sein geschürzter Mund eigenwillig, sein Auge goldbraun und zündend aus. Man konnte denken, er stamme von einem der alten regierenden Geschlechter ab. Wie ein junger Cäsar begleitete er mit gebieterischen Handbewegungen und Stirnerunzeln die Demokratie, die sich zu seinen Füßen abspielte. Jüngling, Jüngling, ich würde mich nicht wundern, wenn du einst selber dort oben auf der Tribüne ständest, hoch wie ein Riese, mit langem Frack und feinem Zylinder, und deine Mitbürger mit grosser Amtsgewalt ansprächst! Aber du hast die Stirne gefurcht, als dir etwas nicht gefiel, was den Zehntausenden behagte. Jüngling, merke dir beizeiten, dass dein Ländchen Diener, keine Könige braucht! Die Tage, wo ein paar Mächtige des Landes den Ton angaben, die Tage der übermächtigen Zellweger, Geiger, Suter sind vorüber! Das ganze Volk will regieren! Und merke dir, dass vor diesem Volke der Landammann sein Haupt entblößen muss!

8. Der Appenzeller Witz

Gaiserbähnlein, hast du diese Jungen nicht gar zu gern? Du solltest nicht dulden, dass sie den Alten gleich am Landsgemeindesonntag schon die tiefsten Humpen leeren und zur Ehre des Vaterlandes, diese Knirpse, ganze Schachteln Zigaretten abbrennen, sogar in deinen Nichtrauchercoupés! Aber freilich, diese Jungen machen dir Spass! Nur schon ihre Witze! Es funkelt und blitzt davon durch allen Tabakqualm ...

Es gibt keine schlagfertige als so eine Appenzellerlippe. Schon die Jüngsten hau- en und stechen. Aber erst die Erfahrenen, Weltklugen! Weltberühmt sind ihre Witze. Und dem Gaiserbähnlein geht nichts über einen guten Witz. Hie und da macht es selber einen, fährt aus lauter Schalkheit einmal aus den Schienen oder bleibt einfach im Schnee stecken. Unleugbar, das sind gute Witze! Das ganze Vaterland muss darüber lachen!



Die Appenzeller Strassenbahn (Schneesturm vom 28. Jan. 1910)

Die Appenzeller Strassenbahn im ausserordentlich heftigen Schneesturm vom 28. Januar 1910. Kolorierte Postkarte, nach einer Zeichnung von Arthur Blank (1872–1959), von 1906 bis 1927 in Gais wohnhaft gewesen.

Einmal wurde dem Bähnlein gesagt, es habe nichts von einer grossen Weltlinie à la Pacific-Bahn an sich. Was tut unser Bähnlein? Gleich bringt es ein Eisenbahnunglück fertig, einen ganz richtigen Putsch mit verbogenen Wänden, eingerannten Pfosten, zertrümmerten Stühlen und eingedrückten Menschenrippen. «Da habt ihr's!» sagte es. «Bin ich nicht eine Bahn wie irgend eine, fähig zu allem?» – Das war kein übler Witz. Seit jenem Tage leugnet niemand mehr, dass das Bähnlein alles kann, was eine grosse, internationale Linie.

Aber über den Appenzeller Witz sind das Bähnlein und ich im übrigen ungleicher Meinung. Mich dünkt nämlich, er komme aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen. Wie ein Blitz schiesst er dem Appenzeller aus dem harten Schädel. Es liegt keine Wehmut, keine Innigkeit, nichts Gemüthafes darin. Er ist höchst verständig, überlegend und sucht mit Wortkniffen und geistigen Finten zu packen. Vor al-

lem zu spotten und auszulachen. Hie und da tut er sogar weh wie ein Nadelstich oder selbst wie ein Hieb mit einem Fleuret. Er ist die gefährliche Waffe der Appenzeller. Wer über ihn verfügt, ist in der Kaserne zu St. Gallen, an den Volksversammlungen und bei den Mädchen schier allmächtig. Je ernster man dagegen kämpft, desto plumper und lächerlicher wird man. Das Klügste ist mitzulachen und sich die Schmerzen nicht merken zu lassen. Zu Hause kann man sich die Wunden ja dann verbinden.

Ein Volk, bei dem das Herz vorherrscht, könnte unmöglich diese oft harten, mitleidlosen, jedenfalls trockenen und scharfen Sprüchlein erfinden. Aber wo ein heller, fröhlicher Verstand Meister ist, wo seine zwei Diener, flinke Beachtung und flinke Lippen, ihn so treu bedienen, da muss diese lachende, spottvolle Kunst gedeihen.

Gaiserbähnlein, habe ich recht oder nicht?

Und noch etwas: Sind deine Landsleute etwa tief geartet? Gehen sie in die Abgründe der seelischen Empfindungen? O, nein! Sie scherzen geradezu mit dem Leben. Es ist mehr leichter Lerchentriller als Nachtigallschlag in ihrem Lied. Die Tanzmelodie und der Jodler geht allen andern Weisen vor.

9. «Champagner im Eis»

Hier halte ich inne: die Sache ist schwierig. Ich möchte reden, wie ich denke, aber dich, liebes Bähnlein, beileibe nicht erzürnen. Denn ich will noch oft mit dir des freundlichen Weges fahren. Dann möchte ich keine unwirsche Miene sehen oder gar Gefahr laufen, von dir irgendwo ins Rotbachtobel geworfen oder an eine Nagelfluh gequetscht zu werden. Wir können doch zwiefach denken, aber gemeinsam lieben. Was ich sage, ist nur meine Red'; andere werden höflicher und zierlicher von euch urteilen.

Mich dünkt nämlich, ich wiederhole das Bild, der Ausserrhödler gleiche dem Champagner. Regungslos ruht er im Eis. Es braucht Gewalt, bis er aus seinem kühlen Schweigen feurig aufschnellt. Aber in einer jähen Freude, einer raschen Aufregung knallen die Pfropfen und rauscht der wilde Schaum über die Häuse. Alles ist nun Lied, Witz, eitel Fröhlichkeit. Man tanzt und schwärmt, fiedelt und sieht den Säntis im Festglanz wie einen grossen Haufen ungemünzten Goldes vor sich lagern. Man schwört die Sterne und die Seligkeiten der sieben Himmel herunter auf seine Genossen, und üppig wallt das Gefühl der Liebe und Freundschaft und Kollegialität über die Häupter.

Aber wenn der glorreiche Tropfen verschäumt ist, erwacht die alte kluge Nüchternheit wieder. Man hört wieder hämmern in der Schmiede, kneten beim Bäcker, Feder kribbeln in der Amtstube, spulen und weben und sticken in der Fabrik und zwar noch eifriger und umsichtiger nach dem Champagner als vor dem Champagner. Sieh da, der Ausserrhödler!

Oder: er sagt ein Ja, ein freudiges, herrliches, alle Ungewissheiten verscheuchendes Ja. Ja, wir probieren das, wir wagen das, wir besteigen diesen Gipfel, ja, wir halten zusammen durch Dick und Dünn. Der Fremde sieht die Augen glänzen, diese Lippen schwellen, diese biegsamen Muskeln sich tatengelüstig spannen, und in solcher Kameradschaft scheint ihm kein Berg unersteiglich, keine Freundschaft zerbrechlich, kein Glauben und Vertrauen erschütterlich.

Aber sieh, da kommen kleine Wolken über den Säntis her! Graue Dünste ziehen vom Rheintal herauf. Die Sonne weicht, die Landschaft verdüstert sich. Auf einmal nimmt alles eine trübe, schier unheimliche Farbe an. Und das sonnige Ja fängt auch an, mit Wenn und Aber zu feilschen, spinnt sich und vernebelt sich in tausend Bedenklichkeiten, und der vertrauensselige Fremde, der diese Art noch nicht gekannt hat, muss froh sein, wenn er, am Herzen ärmer, aber um eine Erfahrung reicher, wieder mit dir, liebes Bähnlein, hinfahren kann, woher er gekommen ist, ohne zu tiefe Wunden erlitten zu haben.

Du darfst mich nicht missverstehen, Bähnlein! Im Handel und Wandel, da seid ihr ernst und haltet tapfer Wort. Aber ich meine in Dingen, die man nicht wägen kann, die dem Verstande sich entziehen, die nicht zur groben Epik, sondern zur feinern Lyrik des Lebens gehören, da habt ihr das leichte, schwankende Wesen eurer Luft, die bald warm, bald kalt weht, bald hell, bald düster erscheint, die mitten im Hochsommer Schnee und gleich wieder afrikanische Hitze bringen kann. Da ist auf euch kein Verlass. Euch selber aber bleibt ihr wunderbar treu, stetig und fest wie eure Berge.

So seid ihr beharrlich und launisch, knapp und wortschnell, verschlossen und jodelfroh, kalt und lustig, bedächtig und schlagfertig, weltfahrig und fremdenscheu, scheinbar voll von Widersprüchen und doch so einheitlich und einfach ... So seid ihr!

Euere Unabhängigkeit habt ihr euch selbst geschmiedet. Mit den Innerrhödlern habt ihr die äbtischen und herzoglichen Feinde hübsch die Halden hinuntergejagt. Später trennten sich dann die uralten Gemeinden aus konfessionellen Gründen. Und nun das Seltsame: nie hat der Ausserrhödler Wehmut nach der alten Gemeinsamkeit, nie ein brüderliches Heimweh nach den Geschiedenen verspürt. Kein Lied oder Gedicht aus jener einträchtigen Zeit lebt im Erinnern des Volkes, nicht einmal die sonst alles so gern überwuchernde Sage!

10. Zeichner und Sticker

Früher weideten die Kühe auf den blanken Grashängen des Ländchens, die saubern Häuser schimmerten aus dem Laub der Wiesenbäume, und Geissen und Hirten machten einander den Tag kurzweilig. Es ist noch heute ziemlich so. Aber zwischenhinein legten sich Fabriken, der Webstuhl und die Stickmaschine zog in die Wohnungen. Rädchen schnurren, Spulen wirbeln, Kurbeln keuchen hinter den Blumenstöcken des niedrigsten Häuschens. Wieviel Poesie und Traulich-

keit ist da verlorengegangen! An andern Orten gab es ein Sträuben und Zetern dagegen. Hier ging alles glatt. Mit unendlicher Vernünftigkeit zog sie ein, die gescheite Frau Industrie, und mit unendlicher Vernünftigkeit wurde sie in hundert Stuben willkommen geheissen. Volk und Industrie passten gut zusammen und waren bald innige Freundinnen. Das ungebundene Völklein musste freilich von nun an einer eisernen Mechanik gehorchen. Dafür zwang es die Industrie, sich in seine niedern Kammern und in seine tiefen Keller zu ducken und überhaupt nach der alten Hausordnung zu richten. Zum Entgelt schenkte es der fremden Dame seine geschickten Finger und seine findige Lebhaftigkeit.

O, wie sauber sind die Spitzen, die hier gewoben und gestickt werden! Wie fein leuchten die Ornamente aus dem Geflochtenen und Gesponnenen! Wie passt in die kleine reine Hand der Stickerin das weisse schleierhafte Tüchlein, der dünne lose Faden und die bewegliche Nadel!

Aber das prächtige Temperament dieses Völkleins spiegelt sich leider dennoch in seinen Arbeiten nicht charakteristisch genug ab. Daran tragen die Zeichner die Schuld, welche die Muster schaffen müssen. Diese Zeichner sind entweder Ausländer, besitzen also nicht die kecke, frische, witzige und naturwüchsige Phantasie der Volksame – oder es sind wirkliche Ausserrhödler, doch solche, die in St. Gallen und anderswo an irgend einer Zeichnerschule zwar alle regelrechte Kunst der Verzierung studiert, aber dabei leider die glückliche Eigenart ihrer Rasse verdorben oder gar verloren haben. Schade, schade!

Welche Motive könnten doch aus dem Temperament des lieben Volkes und aus der Natur seiner Heimat geholt werden! Überzählige, unversieglige! Die Alten haben den Flusslauf des Mäander zum weltberühmten Muster für Zimmerfries, Ärmelbesatz und für den Saum von Millionen Unterröcken genommen. Ah, welch andere Vorbilder böte die Gratlinie zwischen Säntis und Altmann, welche Sujets gäben die herrlichen Gloggern, was liesse sich nicht aus den Kalksteinlagerungen des Altmanns, aus diesen imposanten Tempelstufen, was aus dem riesigen Felsengedörn der Kreuzberge, aus der steinernen Frechheit des Öhrli, aus der Wucht der Türme und Häuser und aus dem einsamen Mutwillen des Stäuberekänzeli an Zeichnungsmotiven erbringen! Und man müsste nicht einmal so hoch gehen! Diese Appenzellerkühe, nur schon ihr liebenswürdiger, grossäugiger Kopf und ihre willkommreichen Hörner, die überzwerchen Häge, die Geissen mit dem gekreuzten Kummet, dann die schimmernden Fensterreihen unter einem fröhlichen Hausdach, die gemütliche Tabakspfeife im Älplermund, die Altmannblumen, die eisgrauen, ein wenig mit Silber, ein wenig mit Violett überduftet, was wäre aus dem allem nicht für ein Stickmuster zu machen! Selbst der Schritt der hiesigen Leute, so elastisch und doch so gemessen, der Kindertanz am Ostermontag in der Krone, die leise bewegten Kuhschellen mit ihren goldtiefen fernen Klängen, die Zipfelmützen der Buben, die Barfüssigkeit der Mädchen, Gott, welch ein Reichtum von Linien, Formen, ganzen Mustern des Ornaments!

Das prosaische, bankmässige und handelssüchtige St. Gallen kann daraus freilich nichts machen; aber ihr Appenzeller solltet euer Kapital verwerten und aus diesem eigenen und reichsten Leben schaufelweise für euern Profit schöpfen!

Euere Heimat würde in einem gewissen Sinn international. Es ist wahr, sie ist es heute schon durch die Stickerei einigermaßen. Man findet an den Neu-Yorker Fenstern, an den Londoner Nachthemden, an den Madrider Bettlinnen eure Hand wieder. Aber es könnte mehr geschehen. Wenn so eine Reihe behaglicher Stierhörner den weisseidenen Unterrock einer Senatorenfrau von Washington in graziöser Zeichnung umsäumte, wenn das Wildkirchlein hinter zwei gewaltigen Kolben Männertreu immer und immer wieder als Dessin im Überzug eines Westminsterkanapees erschiene, wenn der Frauenschuh, der oberhalb am Gäbris an drei nur dem Kueredli bekannten Plätzen blüht, wenn dieser braungelbe niedliche Frauenschuh an den Gardinen einer römischen Altantüre schimmerte und dazwischen je und je die Zöpfe einer Trogerin oder die Holzschuhe eines Hinterwäldlers hervorguckten, wenn all das von künstlerischer Hand in den feinen Netzfaden gezaubert würde – wo wär' dann eine Stadt, die sich einer ähnlichen internationalen Heimatlichkeit rühmen dürfte wie eure Dörfer?

Einst hiess es in der ganzen Welt: Roms Schwert hier, Roms Schwert dort! Wie anders und schöner klänge es: Appenzells Fleiss hier, Appenzells Fleiss dort! Gais in London, Gais in Hamburg, Gais in Sidney, Gais in Moskau, Gais in Peking, Gais überall! Wie fein und das patriotische Herz stärkend, wenn Zicklein vom «Saul» in Liverpool, zottige Muni von den Fähnern im heissen Teheran herumspazieren! Wenn die wunderlich grossen Tannzapfen vom Hirschberg durch die Gassen von Konstantinopel baumeln und die bärtigen Altmannblumen in der Pestluft von Bombay zu blühen vermögen! Roms Schwert überall, das tönt brutal. Aber Ausserrhodens Fleiss, Ausserrhodens geschickter Industriefinger, Ausserrhodens Land und Volk überall, ah, das ist eine andere Note!

11. Appenzeller Jodel

Zu dieser Kunst von Faden und Nadel braucht es kein meertiefes Gemüt, keine Lyrik. Es braucht nichts, was das Völklein nicht dreimal hat: Lebhaftigkeit, rasche Phantasie und Witz.

Aber wer würde es glauben: Auch zum schönsten Singen der Erde, zum Jodeln bedarf es keiner sonderlichen Gemüdstiefe! Es braucht Herz dazu, ja, aber ein frohes, keckes Herz; so eines, wie flatternde Vögel besitzen, reicht völlig aus.

Ich habe oft und oft bemerkt, dass fremde Zuhörer vom Jodeln dieser Leute viel inniger ergriffen wurden als die Jodler selbst.

Was ist eigentlich der Jodel? Wer das sagen könnte! Der könnte uns dann bei dieser Gelegenheit auch lehren, was Sonnenlachen, Lerchentriller, Wellenhüpfen ist. Hören und Fühlen kann man den Jodel, schildern nicht. Der ausgezeichnete

Musikschriftsteller Dr. Karl Stork, der jüngst in so schönen siegellackbraunen Deckeln eine Geschichte der Musik herausgegeben hat – das Buch wird nicht nur von Professoren und Komponisten, sondern auch von solchen gerühmt, die Musik wirklich verstehen, mit dem Herzen verstehen – dieser Karl Stork ging vom Jodel der Innerrhändler eines schönen Sonntags heim in seine reichsdeutsche Heimat, indem er voll Ergriffenheit sagte, das sei das Schönste gewesen, was er sein Lebtag im Musikalischen gehört habe ... Einem Jodel kann ich nicht zuhören, ohne dass mein Herz und alle seine Kräfte mitspielen. Der Jodel hat keine Worte, weil Worte zu eng und zu klein für seine Empfindungen sind. Man kann alles in ihn hineinlegen. Mehr Trauer als je eine Schumannsche Melancholie, mehr Lustigkeit als die tollste Schubertnote, mehr Begeisterung als der feierlichste Hymnus und mehr Innigkeit als das sinnigste Gedicht vermag er in mir je nach der Stunde auszulösen. Der Jodel ist ein echtes Kind seiner Heimat, frei wie seine Berge, ohne Takt und Notenmass, im ungezwungenen Rhythmus des Gebirgs, jäh sich zu Gipfeln erschwingend und sanft zu Tälern abfallend. Am ehesten gemahnt er an das urchige Volkslied. Sprachlos und wortstumm wie er ist, erinnert er an einen Trunkenen, der vor Erregung keine Silben mehr findet. Er ist der naturwüchsigste, wildeste, erdhafte Ausdruck der Menschlichkeit im Frohen und Düstern, rohes, aber lauterer Gold, das noch nicht ins Reglement der Schmiedekunst gekommen ist. Nach ihm, ich wette den Kopf daran, ward gleich der Psalm erfunden, der rhythmlose Psalm der Nomadenvölker, dann die Rhapsodie und dann erst das Volkslied.

So lebensfroh und klangreich nun der Appenzeller Jodel ist, ganz kann auch er sich nicht von jener Schwermut freihalten, die leise durch alles Jodeln geht, von jener Schwermut nämlich, die ja auch in den Bergschatten hier, in den Tiefen der Alpenseen, im blauen Grund der Tannenwälder, kurz in allem, was schön irdisch ist, wie ein uraltes Geheimnis steckt. Aber der Appenzeller Jodel hat am wenigsten von dieser Seelentrauer. Im Unterwaldner und Entlebucher liegen tiefere Abgründe, und der Berner Jodel kennt schwerere Töne.

Aber er ist schön, der Appenzeller Jodel! Mehrmals hört' ich ihn im Gaiserbähnlein. Gott, wie er durchs Fenster hinausfuhr, an die Halden hinaufjubilte und lachend zurückkam: Hast mich gehört? Er war leicht geschwungen und rund wie die Hügel links und rechts, er war sattgrün wie das Gras die Hänge hinauf, er war sauber und glitzerig wie die Scheiben der Bühlerhäuser, und er ging mit so leichten Sohlen und elastischen Knieen einher wie die sorglose Jugend dieser Täler. Die Singenden lachten während des Jodels, es war ihnen wohl zumute. Aber der Zuhörer konnte die Noten auslegen, wie er wollte; sie sind nicht selbständig, sondern anschniegig und legen sich jedem so aus, wie er selber gestimmt ist, dem Leichten leicht, dem Wichtigen wichtig.

12. $\frac{2}{3}$ Verstand ... $\frac{1}{3}$ Herz

Die Ausserrhölder, ich wiederhole es, haben eine grosse Vernunft, soviel mehr Kopf als sie weniger Herz haben. Daher sind sie ausgezeichnete Geschäftsleute, Industriemänner von internationaler Bedeutung; sie haben Freude an Geographie und Physik, bewundern Maschinen und Eisenbahnen. Aber Gedichte – Apollon und sein ganzer Parnass lohn' es ihnen! – Gedichte verbrechen sie keine! Ihre Kantaten müssen – natürlich um gutes Appenzellergeld – Fremde aufsetzen. Sie mit ihren frischen Stimmen singen sie dann oder sitzen mit übergeschlagenen Beinen und die Hände wacker im Hosensack in den besten Zuschauerstühlen und horchen mit ruhiger, selten klatschender Aufmerksamkeit der Kunst zu, die sie gesungen haben.

Der liebe gute Lehrer Tobler mit seinem Psalm «Alles Leben strömt aus Dir» bildet vielleicht eine der wenigen Ausnahmen. Aber selbst dieses wunderbare Landsgemeindelied, das mich immer bannt, so oft ich es höre, wirkt mehr durch die Grossartigkeit und Massenhaftigkeit, als durch Tiefe und Originalität der Phrasierung. Genau besehen ist der kompositionelle Satz des Liedes dürftig, behilft sich ärmlich mit steten Reprisen, lehnt sich an ländläufige Melodik an, besonders in den Kadenzten, und nur die Zeichnung der Bassstimmen bietet beherzte und ganz charakteristische Linien. Aber dieser Sang lässt alle Kritik durch die Majestät seiner Parade und durch die wahrhaftige Übereinstimmung mit Land und Volk und Festtag im Stiche. Derselbe Tobler hat auch die Strophen gedichtet. Daneben schuf er noch andere, oft prächtige Sachen. Aber soviel ich weiss, ist er Lehrer geblieben, jedenfalls kein grosser Kapitalist geworden.

Das Volk ist durchaus reformiert und geht mehr und mehr in ein totales Reformertum über. Borniertheit kennt man hier wohl weniger als irgendwo. Man lässt jeden nach seiner Art selig werden. Nur selber will man sich dann auch nichts einreden lassen. Die kleinen katholischen Siedelungen können blühen; man legt ihnen nichts in den Weg, kommt vielmehr duldsam entgegen. So sieht mein Bähnlein denn auch in diesem kleinen Lande da und dort ein weiss angestrichenes Missionshäuschen, eines der Methodisten, eines der Baptisten usw. Aber es pustet rasch an ihnen vorbei. Diese frommen Sonderlichkeiten sind ihm zuwider. Mir scheint überhaupt, in diesem so eigentümlichen Volksschlage lebe wenig theologischer oder philosophischer Geist. Und so oft man etwa noch philosophiert, es geht die These gleich in einen realpolitischen Boden hinaus.

Ausgezeichnete Pfarrherren dieser kleinen Nation amtieren auf fremden und grossen Kanzeln, famose Redaktoren schreiben, rühmlich bekannte Universitätslehrer dozieren. Ausserrhoden sendet Naturforscher, Techniker, Mathematiker in Menge von seinen Höhen in die Ebene hinab. Und sie alle zeichnen sich durch eine kühle Helligkeit des Geistes und eine tiefvernünftige Betrachtung der Welt aus. Aber man hat nie gehört, dass ein Minnesänger aus Trogen oder ein Dichter mit wallendem langem Haar aus Gais oder ein grosser, auf allen Tingel-

tangeln des Alltags pfeifender Musiker ins Land hinunterwanderte. Oder Bähnlein? Nenne mir einen, einen einzigen, wenn du kannst! Nein, nein, Kunst und Poesie und ihre ungekämmten Haare und ihre zerfetzten Hosen und ihren Hunger und ihre Magerkeit kennt man hier nicht. Aber man kennt tüchtiges Arbeiten mit den Händen und Rechnen mit dem Kopfe, kennt appetitliche Mittagstische mit Wurst, Käse und Butter, kennt Prozente und Coupons und Aktienwerte, kennt guten Most, dicke Lederbeutel, einen gemütlichen Feierabendjass und gar nicht zuletzt – um das derbe Leben zu verfeinern – einige schmackhafte Zehn-rappensüssigkeiten aus dem «Alpstein» oder einer andern trefflichen Konfiserie.

13. Ein Zwiegespräch zwischen dem Bähnlein und Touristen

Das Bähnlein rückt gegen Bühler hinauf. Das Tal macht Miene, sich zu verramen. Fels, Wald und steile Hügelrampen stemmen sich vor, als wäre an ein Weiterkommen gar nicht zu denken. Gais, das königliche Gais, wo ist es denn?

Aber das Bähnlein, das mir immer solange zugehört hat, benützt den stillen Augenblick und spricht unter zornigem Schnauben und Rauchgewölk:

«Also du bist auch einer von den oberflächlichen Menschen, die ein Ding begaffen und flugs wissen wollen, wie es nun von innen heraus, vom Kern weg, aussieht!»

«Pardon, Bähnlein, aber ...»

«Du gehörst also auch zu jenen verdammten Windbeuteln, die da und dort ein Wort, einen Witz, eine Laune, kurz, eine Kleinigkeit auffangen und gleich daraus ein Gesetz und eine Regel für ein ganzes Volk schnitzeln: «So sind sie, so treiben sie's, das liegt auf glatter Hand!»»

«Mit Verlaub, Bähnlein ...»

«Willst unsereinen belehren, die wir Jahr und Tag da auf und ab im Volke wandeln, selber zu ihm gehören und doch zehnmal besser fühlen, was wir sind und nicht sind!»

«Du verstehst mich nicht recht, ich ... ich wollte nur ...»

«Aber, wie der Säntis da oben unveränderlich steht und um keinen Däumling kleiner wird, soviel dumme fremde Stiefelabsätze auch darauf herumstolpern, so klaubst du mit all deinen Bekritteln von unserer alten schönen Art nicht das kleinste Körnlein weg, du Wicht, du lächerlicher!»

«Rede zu, Bähnlein; doch, wenn du fertig bist, lass mir auch ein Wort!»

«Armer Tropf, klopfe Steine oder fertige Mausefallen, das glückt dir vielleicht; aber uns lass! Uns Appenzeller kennst du dein Lebtage nicht!»

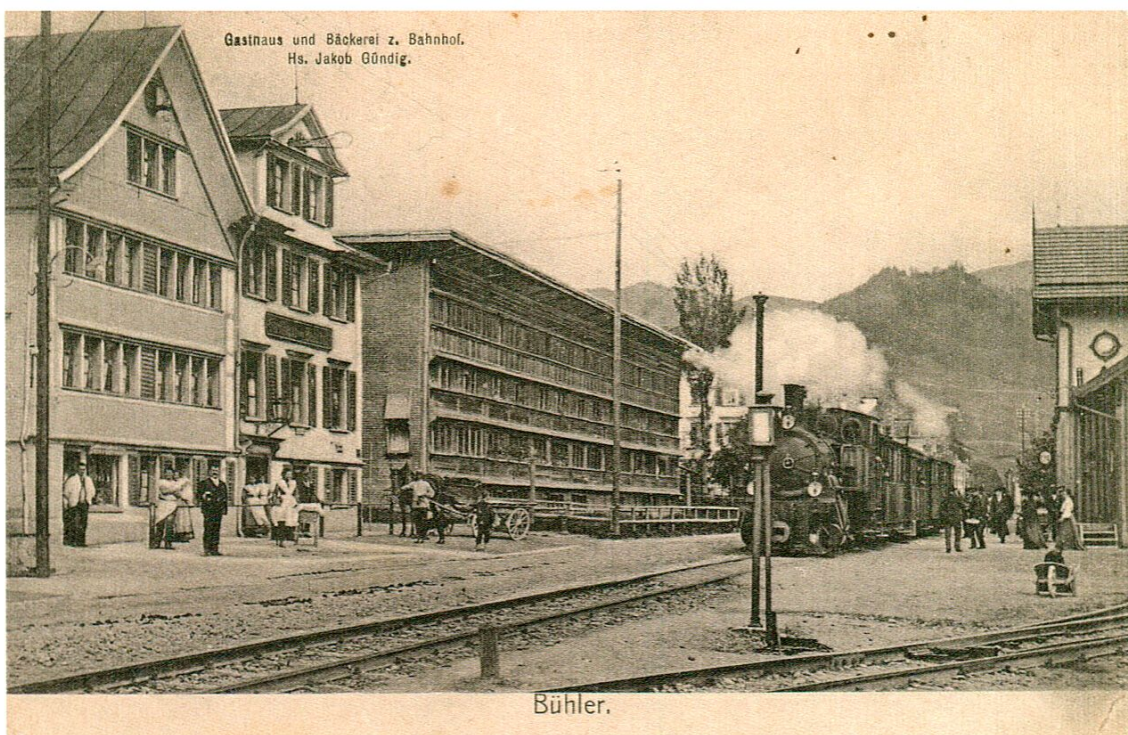
«Und ich sag', ich kenn' euch! Lange genug hab' ich euch studiert! Hundertmal hab' ich das Senkblei in die Tiefe eures Herzens hinuntergelassen! Ich hab' euch belauscht beim Wein und beim Wasser, beim Spassen und Weinen, ich sah euch im Zorn und im Mitleid. Misstrauisch und argwöhnisch wie die Nacht und voll offener Vertrauenseligkeit wie die Sonne am Morgenhimmel kenne ich euch. Ich weiss euer hartes Schweigen und euer loses Reden, euer Lieben und Hassen, euer Freundsein und Feindsein, euern Stolz und euer goldenes Lachen, ich habe von allem mein Teil bekommen! Und weil ich euch so gut kenne, lieb' ich euch so sehr mit allen euern Hitzen und Kälten, euern Stirnen voll Trotz und Entgegenkommen. Ihr habt gar viel, was wir andern nicht haben. Darum schon muss man euch gern haben. Bähnlein, Bähnlein, sei gescheit, lass mich reden, wie ich sehe und fühle! Und glaube mir, ich schimpfe nicht, wenn ich die Wahrheit sage, sondern rühme ...»

14. Weder Armut, noch Staub, noch Steuernot

«Hei, grüss Gott, Bühler!» pfeift das Bähnlein, um mir nicht antworten zu müssen.

So tun nämlich alle Ausserrhödler, wenn sie einsehen, dass sie diesmal unrecht haben, aber anstandshalber doch noch ein Weilchen den Trotzkopf behalten müssen.

«Grüss Gott, Bühler!»



Das «Gääser Bähnli» im Dorf Bühler. Das von Rudolf Binder (1747–1815) für seine Arbeiter errichtete «Langgebäu» wurde im Jahre 1909 abgebrochen. Postkarte, Poststempel: 22. August 1908.

Bühler ist dem Bähnlein lieb. Selten hat ein so reiches Dorf so ein freundliches und warmes Gesicht. Gemütvoll lebt sich hier. Leute, die seit zwanzig Jahren immer geschäftehalber nach Gais und Bühler kommen und fast in allen Stuben verkehren, haben mir erzählt, dass sie in Gais an einen strengen, wortkargen König, aber in Bühler an eine lächelnde Frau Königin gerieten.

Die Buben von Gais und Bühler haben immer Krieg. Sie treffen sich an den grossen Markttagen zu Teufen, an der Gaiserkilbi, am Schwinget in Herisau. Hie Bühler, hie Gais! Sie schonen ihre starken Hosen nicht und noch weniger ihre Fäuste. Die Faust von Bühler ist weich, aber flink und beharrlich. Doch die Faust von Gais ist hart und schwer und flink dazu und grenzenlos rachsüchtig. Da gibt es denn oft Heldenszenen, die denen vor Troia nichts nachgeben. Manche berühmte Zipfelmütze von Bühler weht wie Hektors Helmbusch im Streit. Aber der Achill von Gais reisst sie zuletzt doch in den Staub mitsamt dem Helden. Nichts Unbarmherzigeres als diese Jugend! Bis einer nicht ganz und gar am Boden auf dem Rücken liegt und kein Glied mehr rühren kann, wird er nicht aus den Klauen gegeben.

Und du Bähnlein, brummelst zufrieden dazu! Dir gefällt das. Es ist Charakter und Männlichkeit darin, sagst du. Die werden sich einmal eine breite Gasse durch die Menschheit schlagen, diese unerbittlichen, flinken, harten Fäuste!



Der Eröffnungszug am 1. Oktober 1889 zwischen Bühler und Gais. Photographie.

Mag's Beulen und Schrammen absetzen! Einerlei! Wäre der Säntis etwa schöner, wenn er glatt und unvernarbt dastände, so ein geschniegelter Salonberg? Wer nicht schlagen kann, soll Schläge leiden lernen! Das ist ein Satz, der hier unausgesprochen gilt.

Jetzt geht es eine letzte steile Rampe empor. Kaum windet sich das Bähnlein mit seiner treuen Begleiterin, der Landstrasse, noch zwischen Abhang und Rotbach hindurch. Kein grosses Wasser, tut der Kerl da unten dennoch entsetzlich wichtig mit seinen paar grünen Untiefen und einigen ellenhohen Wasserfällen. Doch manchem Schwäblein und manchem pommerschen Junker, die zur Molkenkur nach Gais führen und zum ersten Mal in ihrem reichsdeutschen Leben sahen, dass es auch Bäche gibt, die hüpfen und Purzelbäume schlagen, kam der Rotbach heroisch vor. Sie bekreuzten sich schier vor der republikanischen Wildheit solanen Wassers und dachten, wie zügellos hier alles sein müsse in diesen Bergen, Wasserfällen, Zipfelkappen und Ziegenbockhörnern. Und es wurde ihnen fast bange um ihre in liebliche reichsdeutsche Paragraphen gebettete Berlinerseele. Fast glaube ich: hätten sie mit ihren elenden Nerven und wackeligen Knochen die Molke nicht so sterbensnötig gehabt, sie wären vor Zweibrücken, der Gaiservorstadt, wieder umgekehrt zu ihren Flüssen, die sanft und linealgerade durch die Streusandbüchse des Reiches sickern.

Wo es am engsten wird, da weichen auf einmal die Abhänge auseinander, ein grünes Hochtal tut sich auf, und näher und schöner als je starrt im Hintergrund das gesamte Alpsteingebirge wie eine Königsfamilie auf dem Throne mir entgegen. Felsen sind der Sitz, waldige Hügel die Stufen, und der grüne Sammet des Tales bildet den weichen Fussteppich dieser Majestäten.

Zuerst fahren wir zwischen den Häusern von Zweibrücken. Das ist eine Vorstadt von Gais, wie sie London und Neu-York ja auch haben. Aber schon erblicken wir links an der Lehne des Gäbris die Hauptstadt, das grosse Dorf Gais mit seinem schlanken Kirchturmhelm, seinen vornehm geschweiften Häusergiebeln, seinem Schulpalast, seinen Armen-, Kranken- und Waisenanstalten, Gais mit seinen süssen Konfiserien, seinem Bachgemurmeln allenthalben, Gais mit seinem Klausenbühl, seiner Hohegg, seinem Eggwäldchen und seinem teuersten Hügel, der Riesern, mit dem stattlichen, breiten, schier hundertfenstrigen Herrenhaus und der Doktorvilla darauf. Das ist Gais mit seinen fleissigen Web- und Stickmaschinen, seinen gescheitern Schülern, seinen naschhaften, spitzmauligen Mägdlein, die so hübsche weissgestärkte Schürzen tragen: das ist das Gais so vieler hablicher Leute, so lustiger Kinder, so genialer Trentaspieler. Hier ist's, wo man wie nirgendwo auf Erden immer drei Farben ineinanderspielen sieht, das Grün der Natur, das Weiss der Häuser und das Blau des Himmels. Drei Dinge kennt man hier nicht: Armut, Unsauberkeit und das Joch schwerer Steuer. In der Tat, da hungert niemand. Das erste, was man hier immer sieht, das ist irgend ein Knabe, der auf der Strasse sein fettes Butterbrot zerbeisst. Und wenn man abreist, dann



Im alten Bahnhof von Gais. Das Schulhaus, in der Aufnahme noch im Rohbau, wurde am 3. November 1895 feierlich eingeweiht. Postkarte.

ist's sicher ein Mädchen, das an Birnenwecken oder an den berühmten Totenbeinli sich gütlich tut. Hier ist noch nie ein Tropfen jenes blutigen Schweißes vergossen worden, den wir arme Delinquenten unter den Daumschrauben der Steuer alljährlich vergiessen.

Und wie glänzt hier jede Scheibe, jede Türklinke, als wäre alles funkelnagelneu! Die Treppen sehen aus, als wäre ewig ein Besen am Werke. Sonntägliche Properkeit schimmert um Haus und Flur. In dieser Helligkeit fühlt der sauberste Reisende sich unrein. Ich merke es wohl, Bähnlein, auch dir ist nicht ganz wohl. Bist du doch ordentlich verrusst und verraucht von der Fahrt. Aber sieh da: sogleich fährst du vom Bahnhöfchen in die Werkstätte und lässtest dich an allen Gliedern säubern! Das sieht dir gleich, du bist eben ein Gaiserkind und nichts anderes!

Gais, unser Ziel! Ich weiss wohl, Bähnlein, von hier fährst du meist noch weiter. Mit einem wunderbaren Schnörkel beinahe um dich selber herum rollst du nach Appenzell zu. Aber für uns bildet Gais das Ende. Man sagt Gaiserbähnli, fertig!

Und die längste Zeit hast du hier auch dein Nachschlafen und dein Morgenerwachen gehabt. Die übrige Fahrt führt durch das grüne Hochtal und von da in den Kessel und über das Viadukt nach dem Flecken von Innerrhoden, das ist sozusagen nur ein späteres Supplement. Auch schön, freilich auch gar schön!

15. «Stolz wie ein Gaiser!»

Im ganzen Ausserrhoden konnte ich das metallene Wort hören: «Stolz wie ein Gaiser!»

Aber wenn er nicht stolz wäre, wer sollte noch stolz sein?

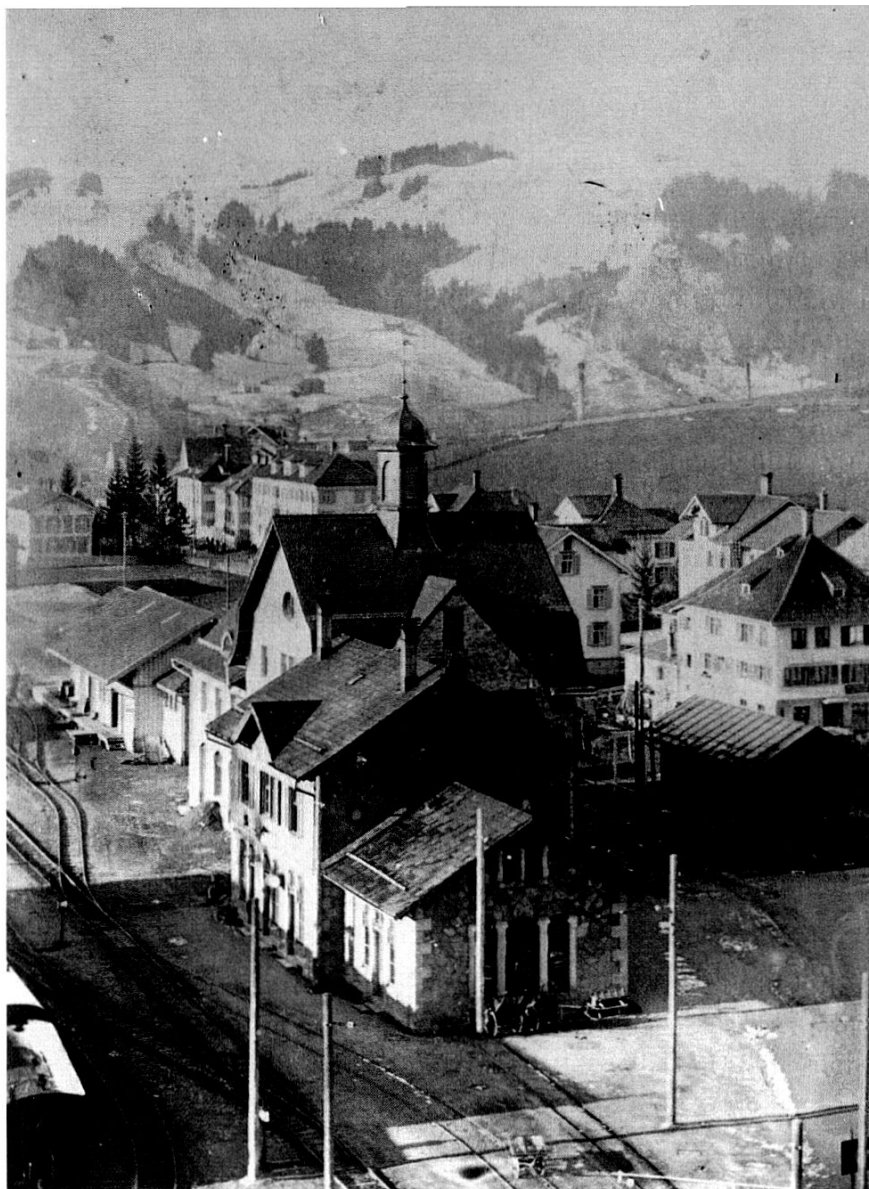
Wenn er auf die Fussspitzen steht, sieht er über den Gäbris hinaus in die deutschen und österreichischen Monarchenlande. Dann fühlt er sich hoch und frei über allen wie unser Hergott.

Die Gaiser dürfen wahrhaft stolz sein. Sie haben eine eigene Zeitung, in die man nicht ganz ein Pfund, aber sehr bequem ein halbes Pfund von ihrem scharfen Käse einpacken kann. Und besitzen sie nicht eine Feuerwehr mit prachtvollen Helmen, die jeder Flamme gewachsen ist? Sind ihre rauschenden Spritzenproben nicht allemal ein wahres Dorffest? Von den zwei Männerchören – sonst haben nur Städte von über vierzigtausend Einwohnern zwei Männerchöre – von ihrem gemischten Chor und von ihrem hellschmetternden Jugendchor rede ich weiter gar nicht. Aber da lebt noch eine Blechmusik, die man öfter an Sonntagen vor Sonnenerwachen den Psalm «Trittst im Morgenrot daher ...» spielen hört. Es ist nicht zu sagen, wie die grossartigen Noten die Tannen hinauf und zu den Felsen emporschweben.

Auch ein kleines Orchester gibt es da, geschickte Einzelspieler auf der «Mundorgel», wie der alte Naturmensch Bergknöpfel, ganz ungerechnet die vielen herzhaften Soli in den Kinderstuben und Jodelgesellschaften. Ein alter und ein junger Turnverein pflegt des Leibes Geschmeidigkeit; Schützenvereine, Flobertgesellschaften, Armbrustübungen sorgen für ein helles Auge und eine sichere Hand, Leseverbände, Kegelzirkel, Kaffeekränzchen unterhalten die lieben Leute, und das Schönste trotz allem Geselligen bleibt, dass jeder Gaiser eine kleine Unabhängigkeit, ein Freiherrchen, ein Königlein darstellt.

Der Fremde begegnet keiner grossen Freundlichkeit auf den Gassen. Aber treffen sich die Gaiser, so duzen sie sich sogleich und plaudern gemütlich mitsammen, ohne sich dabei, wie die dummförmlichen Städter, die Hand zu reichen.

Die Welt ist gross, und ihre Städte sind glänzend, und der Bodensee, der zu uns hinaufblitzt, ist fast wie das Meer, und die dunstblauen Ebenen darüber hinaus sind unermesslich. Man staunt darob. Aber das alles gehört uns nicht. Gais jedoch gehört uns: Gais klein, fein, mein! So urteilen sie!



In Gais waren die Arbeiten für ein neues Stationsgebäude im Frühjahr 1912 weitgehend beendet. Der Bahnhof von 1889 wurde abgebrochen und zwischen Appenzell und Haslen in der Lank als neues Heim für die am 19. April 1911 ein Raub der Flammen gewordenen Räumlichkeiten der Wirtschaft und Bäckerei «Rössli» wieder aufgestellt. Postkarte.

Und nie ist ein Römer mit solchem Stolz über das Forum gegangen, wie der Gaiser über seinen hellen Dorfplatz schreitet. Die Annalen erzählen von den Consuln der alten grossen Zeit, wie sie hinter ihrem Pflug einhergingen. Das kommt in Gais heute noch vor. Sieh da, Gemeinderäte, die Mist über die Wiesen legen, einen Hauptmann, der Kühe melkt, daneben zu seiner Zeit famos in den ersten Londoner Geschäften präsentiert ... Ja, es gab hier und wird weiter geben oberste Magistrate des schweizerischen Vaterlandes, die im Rate zu Bern auf Samtstühlen sitzen und es nicht verschmähen, nachdem sie den Staatskarren der Frau Helvetia salben halfen, auch wieder die Räder irgend eines kommunen Heuwagens mit Schweineschmer einzufetten, damit er leichter zum Eggwäldchen fährt und dort das Winterstroh holt!

16. Die Zipfelkappe über Königskronen

Vor einem halben Jahrhundert hat Gais als Molkenkurort Weltruf gehabt. Da sah man am Vormittag königliche Hoheiten genug über das grosse Kies des Dorfes wandeln und irgend einen Prinzen im ersten besten Bäckerladen sich frische Brötchen kaufen. Die alte Königin von Württemberg, sächsische Fürsten, amerikanische Dollargrössen, anglikanische Bischöfe und erste Rheder von Hamburg oder Antwerpen genossen hier in den nüchternen Magen hinein die wunderliche Molke, dieses säuerliche Ding, halb wie Milch, halb wie Zieger, von der Ziege genommen und wie ein Wunder wirkend. Denn Hunderte der Gäste kehrten dreimal fetter und stärker heim. Wenn die Hoheiten zu Hause sich wieder in den Regentenkessel setzten, krachten alle vier Beine, und bewundernd sagten die Untertanen: «Seht, seht, die Molke von Gais!» Die englischen Theologen schrieben nun doppelt so dicke Bücher, und die Börsenkönige spekulierten noch einmal so herzhaft, und die Frau Königin, die vorher kaum noch einen leichten Pas am Hofball wagte, tanzte jetzt wieder jugendlich froh die ganze Soirée hindurch. Und weit und breit hiess es: «Da schaut, die Molke von Gais!»

Eine Kurmusik spielte damals täglich vor der «Krone», und die Strassen waren voll von Fuhrleuten und Kutschen und gelben Postwagen. Ein internationales Lüftchen strich durch das rassenhafte Dorf. Heute noch kann man auf dem alten dunkelschattigen Friedhof neben der einst so herzgemütlichen Pension Hohl Inschriften lesen, die nicht gaiserisch klingen, Namen von Leuten, die aus fernen Erden hieherzogen, um im Dunst dieses Alpendorfes und in der Hoffnung dieser ewigen Berge ein bisschen länger zu leben und ein bisschen sanfter zu sterben.



Das Dorf Gais. Postkarte, Poststempel: 27. November 1911.

Ähnlich einer Mode ist diese Molkenkur nun spurlos verschwunden. Dem Gaiser ist das gleichgültig. Neben den Majestäten, die einst hier logierten, ging er in der Mütze oder im Sonntagszylinder vorüber, ohne zu filzen, so unabhängig, wie die Wolken droben an der Sonne vorbeirudern. Was gingen ihn auch diese Könige an? Was hatten ihre zerbrechlichen Goldreiflein zu bedeuten neben der Bergkrone des Altmann oder neben dem Diadem der Souveränität, das jeder Gaiser unsichtbarerweise auf dem Haupt trägt? Man versuchte nicht einmal schriftdeutsch zu reden. Diese Sachsen und Pommern mussten sich an den Dialekt des Dorfes gewöhnen. Selbst dem Zarewitsch hätte man gesagt: «So, Kaiserbueb, mach wädli und suf emol de Chübel us, send anderi au no da!» Die Gaiser sind eben ohne Fremdensaison reich genug. Sie unterscheiden sich von allen Kurorten der Welt darin, dass nicht die Gaiser die Fremden, sondern die Fremden die Gaiser brauchen. Wir ändern Schweizer und nun gar erst die Ausländer müssen froh sein, wenn wir überhaupt nur da oben im stolzen Dorfe uns ein Weilchen einquartieren dürfen.

Aber von jenen vornehmen Tagen der Kur und von den vielen Auslandsreisen der Gaiser sind doch viele feinere Weltbräuche in das einsame Dorf gekommen. Die reichern Knaben tragen noble Pumposen und elegante Sandalen. Man raucht Zigaretten à sieben und zehn Centimes. Alle Schokoladefirmen und die bessern Pariserschleckereien sind bekannt. Die Damen tragen neueste Mode, man liebt parfümiertes Postpapier, rasiert sich mit dem Up to date, bedient sich goldener Zwicker, kennt elektrisches Bügeleisen, spricht fast in jedem Hause englisch oder französisch, hält das Pianola, lässt sich die Zähne mit vollkarätigem Gold plombieren, pfeift Melodien aus der «Lustigen Witwe». Nur die Perücke, die Perücke ist, glaub' ich, hier nie heimisch geworden. Aber das ist auch nicht notwendig. Denn diese Leute, denen man die härtesten Köpfe nachsagt, tragen einen dicken krausen Haarwuchs durch alle vier Winde des Lebens in die grosse Stille des Sarges, ohne das dünnste Hälmlein davon zu verlieren.

Man braucht einstweilen noch keine Angst zu haben, dass die Versteinerung des Auslandes diese Rasse verderbe. Über alle Modeeitelkeiten siegt doch immer wieder die Gaiserzopfelmütze, die Gaisertabakspfeife und der Gaiserstolz.

Auch das Bähnlein ist gar nicht um seine Landeskinder besorgt, wenn es auch noch so viele Kisten aus Pariser Warenhäusern ins Dorf schleppen müsste. Es weiss, diese Sachen werden die Ausserrhändler nicht verparisern, sondern vielmehr das Pariserwesen verappenzellern.

17. Winterpoesie

Vom Schönsten hab' ich noch nichts gesagt, vom winterlichen Gais. Ein starker Schneeduft in den Gassen, die Dächer mit unzähligen Eiszapfen verziert, die Fenster von Eisblumen garniert, von den Bergen zur Talsohle nieder nichts als tiefer heller Schnee! Eine unendlich reine, scharfe, stille Luft, die den fernsten Laut, ein Hundegebell, ein Ästekrachen im Walde, eine Mädchenstimme hinter im Tale zu

mir trägt. Durch den haushohen Schnee ziehen zehn schwitzende Rosse den Wegbahner. Ha, wie sausen die Schlitten den Riesernweg und die Langgasse hinunter, wie tönt das «Obacht!» vielfältig, während über die Hügel lautlos und pfeilschnell die Skifahrer in ihren weissen Wämsern und Mützen niedergleiten! Und wenn es wieder zu schneien beginnt, Gott, was da niederbrodelt, unaufhaltsam, ein ganzes Sibirien! Und wie der Wind um die Hausecken brüllt, Schneewälle häuft und die Feuer- und Windwache die ganze Nacht sorglich im Dorfe die Runde macht! Denn man hat den grossen Brand vor hundert Jahren, der das ganze Kirchspiel bis auf ein Altmütterstüblein auffrass, noch nicht vergessen können.

Wo ist's dann so gemütlich abends wie in der Gaiserstube bei Büchern, Spielen, lustigen Kindern, bei Laubsägearbeiten der Jungens, bei Mädchenliedern, bei Küchlibacken und beim Zusammenhocken um einen alten runzigen Erzähler?

Daneben freilich ist's auch ein ganz braves und oft geübtes Abenteuer, durch Sturm und Schnee den Gäbris hinaufzuklimmen. Der Weg wird steil, die Tannen seufzen wildauf, ganze Wolken von beissenden Schneekörnlein wirft es dir ins Gesicht. Hag und kleine Büsche liegen unsichtbar unter dem Schnee. Den Schlitten auf dem Rücken, gute Wadenstrümpfe in die Knie gezogen, erreichst du mutig stampfend endlich doch die freie Höhe. Es gibt nichts Besseres, als bei abendgefärbtem Himmel neben dem Gasthöffchen zu stehen und in den weiten Winter der Welt hinunterzuschauen. Alles Leben schläft in der Tiefe. Weit vorne im Norden schläft ganz Deutschland mitsamt dem Bodensee. In Schneewindeln schläft der alte Habsburger so gut wie das Prinzlein des Kronprinzen. Es schläft die ganze Schweiz, selbst der bäuerlich fleissige Thurgau, das rappelige Schaffhausen, das nervöse St. Gallen, der Zürihegel, der Baslerlälli, der Katzenstrecker am Pilatus und der Rappenspalter daneben, der Glarnerschabziger, der Romantsch hinter dem Calanda, und fern hinter dem Mönch und der Jungfrau hervor schnarcht schwer der Bernermutz. Nur die Berge sind noch wach. Mit ihren hellen, kalten Stirnen blicken sie verächtlich auf die grosse Schläfrigkeit der Welt hinab. Doch nach und nach werden auch sie müde. Sehnsüchtig sehen sie der Sonne nach, die zu Bette geht. Die Sternwächter mit ihren kleinen Nachtlaternen klettern an der tiefblauen Himmelskuppel hinauf. Da ergeben auch die Gipfel der Alpen sich. Säntis und Altmann schlummern schon, gerade nickt der Glärnisch ein, die Rote Wand und das Zingelhorn zwinkern noch leise. Binnen kurzem erliegen auch sie. Jetzt geht ein einziger grosser Atemzug durch den Nachtschlaf da unten.

Doch nein, was klingt und dringt da herauf? Ich sehe zwei helle Augen in der Tiefe, es rumpeln rasche Füsse im Tale, ein Pfiff! Ach ja, du Bähnlein bist's, du machst noch deine späten Gänge durch die schnarchende Müdigkeit der Welt, du liebe, unermüdliche, wachsame Botenseele du!

Wir aber flüchten uns vor dem gewaltigen Biswind da oben in die niedrige, warm geheizte Wirtsstube und lassen uns vom geschickten hellzopfigen Töchterlein des Gastwirts einen heissen Tee kochen. Die braune Schwester häkelt wunderbare Brautspitzen. Dann helfen beide Jüngferchen an einem Kreuzjass in der trauten Ecke mit. Was ist das für ein Schielen, Kuedli, und Zeichengeben unter dem Tisch? Ihr gewinnt mir ein Vermögen ab! Auf die Schlitten, ehe ich ganz verlumpe, und durch Wald und Nacht auf halsbrecherischen Prügelwegen hinunter! Was sonst eine Stunde braucht, saust hier in fünf Minuten vorbei. Ehe man es recht weiss, ist man aus der Einsamkeit da oben wieder im freundlichen elektrischen Licht des Dorfes.

18. Die «Stubete»

Bähnlein, ich kehre zu dir zurück!

Etwas ist mir aufgefallen. Sprich: warum machst du deine Touren immer nur mit zwei, höchstens drei Wagen? Warum duldest du nicht mehr Genossen?



Das Dorf Gais zwischen 1904 und 1911. Postkarte.

«Das ist Gaiserart! Wie oft muss ich dirs noch sagen, dass ich eine geborene Gaiserin bin?»

So ists! Von der lieblichen Stulpnase an bis zum ausgemeisselten Greisenkopf genießt man hier seine Erholung mit zwei, drei Auserwählten. Jeder Schulknabe hat seine zwei oder drei «Gespanen». Fest klebt er an ihnen. Sie stehen zusammengekittet in Freud und Leid. Keiner verklagt den andern in der Schule, sie zeigen einander die Rechnungen und Aufsätze, sitzen auf dem gleichen Schlitten, trinken aus dem gleichen Glas. Wer einen von diesen Dreien angreift, hat das ganze trutzige Kleeblatt auf dem Buckel. Durch Monate und Jahre halten sie so zusammen. Die Aussenstehenden respektieren diese Kameradschaft wie ein rechtliches Institut. Erweist sich einer falsch von den Gespanen, so tut das weh wie die Untreue einer Braut. Aber mit gaiserischer Gefühlshärte wird der Schuldige aus dem Büchlein der Freundschaft gestrichen, geächtet, und nicht einmal seinen Schatten duldet man fürder in der Nähe.

Und so sieht man diese scharfe innige Gruppenbildung, die fast wie ein junger Kinderroman klingt, durchs gesamte Gaiservölklein gehen.

Noch mehr, diese zwei, drei, vier Burschen, die den Sonntag mit einander feiern und kein Geheimnis vor einander haben, wählen sich ein gleiches Trüppchen Mädchen aus. Das sind ihre Stubetengenossen. Jedem eine, die ihm wohlgefällt! Man redet vor andern nie davon, schlägt die Augen verschämt zu Boden, wenn am häuslichen Tische oder gar auf dem Schulplatze etwas darüber verlautet. Es ist nicht mehr die ganze Kinderkeckeheit und Kinderungeniertheit dabei. Durch alle Bubenhaftigkeit der Stubete weht doch schon etwas wie eine scheue, leise, keusche Ahnung knospenden Geschlechts, ein frühlenzliches, namenloses, noch fast naives Gefühl, dass das, was jetzt noch Knabe und Mädchen heisst, einst innig zusammengehöre.

«Stubete» heisst das muntere Zusammenkommen der drei, vier Knaben und Mädchen an winterlichen Sonntagabenden, bald im Hause dieses, bald in dem jenes Gespanen. Man belustigt sich an Rätseln und Pfandspielen, neckt sich und plagt sich unendlich, erzählt wie Grosse von dem Dorfereignissen. Die ersten bürgerlichen Interessen im Jungen, die ersten Hausfrauentalente im Mädchen regen sich. Aber die Hauptsache ist, dass einer von den Kameraden Musik macht. Stühle und Tische werden an die Wand gebeigt, und man tanzt in Staub, Hitze und Zimmerenge und sogar ein bisschen in unerlaubtem Zigarettenwölklein – o stramme, einzige, grünbefrackte Dorfpolizei, wo bist du? – bis der achte Stundenschlag heimruft.

Es lässt sich in keiner Sprache erzählen, welch ritterlichen Takt diese vierzehnjährigen Schlingel, die so oft im Rücken ihrer Lehrer Grimassen schneiden und dem Nachtwächter Holzbengel zwischen die Beine werfen, welch' eine feine,

fröhliche, gesunde Frauenverehrung, hoch über aller dummen Galanterie, sie den Mädchen erweisen. Und doch bleiben die Buben die Herren. Fügsam und geduldig müssen die Mädchen sich jetzt schon den Hosen unterordnen. Obwohl die Gaisermädchen die Gaiserknaben an Wuchs gern überragen, beugen sie doch tief ihr Zöpflein vor der Knabenstirne. Es ist nicht Sitte in Ausserrhoden, dass die Röcke regieren wie im Tiefland. Die Frauen sollen gut kochen, fein nähen und dem Gemahl ein sauberes und bequemes Haus halten. Aber über die Haustüre hinaus geht ihre Macht selten. Es müssten schon wieder die Schwaben und Habsburger kommen, wenn die Weiblein wie anno 1405 in der Öffentlichkeit ein tapferes lautes Wort mitreden sollen! Diese Stubeten! Viele sind ihnen spinnefeind und halten sie für sittengefährlich. Andere rühmen das Gegenteil. Wer weiss? Jedenfalls blitzt aus diesen jungen frühmärzlichen Menschlichkeiten eine unberechnete Freude am Leben, an der Geselligkeit und an der so erquicklichen Einrichtung, dass auf Erden nicht alles nur Knaben oder alles nur Mädchen geboren werden.

Wie die Wagen des Gaiserbähnli wandern diese Stubetenleutchen durch ihre Schulkindertage mit festverklammerten Händen. Aber das Leben ist stärker als diese Kleinweltpoesie. Schon in Bühler wird ein Wagen ausrangiert, in Teufen ein anderer. Dafür hängt man zwei fremde, Gott weiss mit was für Plunder, an. Gaisermägdlein, Gaisermägdlein, es nützt euch alles Händeklammern nichts! Wenn die richtige Station kommt, wird ein Büblein ums andere ausrangiert. Die «Stubete» ist aus.

Aber einstweilen tanzen sie noch!

19. Kindertanz in der «Krone»

Sechs-, siebenmal im Jahr hat die Schuljugend sogar ihren öffentlichen Tanz. Von der Vesperstunde bis abends acht Uhr gehört dann der grosse Kronensaal nur den Höslein und Röcklein unter sechzehn Jahren.

Auf der einen Seite des Saales sitzen über die aufgestapelten Tische hin Dutzende und Dutzende von Mädchen. Ihre Augen glühen, ihre Füsse zappeln vor Erwartung. Sie lesen aus den Reihen der Buben wie aus einem stolzen harten Bilderbuch, nicht, wer ihnen am besten gefiele – das wissen sie klopfenden Herzens nie besser als in dieser Minute – aber ob gerade der sie zuerst zur Polonaise heraushole. Vor Harren und Sehnen fangen sie zu jodeln an; aber die Buben begleiten sie kaum.

Die hocken ruhiger, selbstbewusster gegenüber. Das Walzerblut prickelt so feurig durch ihre Füsse wie den Mädchen. Aber sie sind zu stolz, das offen zu zeigen. Sie geben sich eine gelassene Miene und tun, als müssten die Schürzen froh sein, wenn sie überhaupt mit ihnen zu tanzen belieben.

Auf der Tribüne beginnen zwei Innerrhoder zu fiedeln, ein anderer brummt mit der Bassgeige, einer trompetet, und ein fünfter schlägt das breite, wundersame, tiefsummende Hackbrett. Sie brauchen keine Notenblätter. So ein Innerrhoder spielt alles reinweg aus dem Kopf. Der Vorgeiger hebt an, und sogleich wissen die andern, wie sie einfallen müssen. Das gibt eine Musik voll ländlicher Wildheit und Frische. Das Hackbrett tut es einem neben der vorlauten Violine besonders an. Tische, Stühle, Zimmerbalken scheinen sich zu drehen vor Tanzhaftigkeit.

Aber noch immer rühren sich die Knaben nicht. Die holde Weiblichkeit verzehrt sich fast vor Ungeduld.

Endlich, nachdem zehn feurige Takte gespielt sind, löst sich ein schlanker, hoher, glutäugiger Junge vom Haufen, durchquert mit ein paar grossen stattlichen Schritten den gescheuerten Saal, zupft unter einem stolzen halben Lächeln eine blonde Mina oder eine braune Ida am Ärmel und beginnt den Reigen. Der Anfang ist gemacht, der bei einem konservativen Völklein immer so zähe Anfang. Nun stürzt sich alles auf die Zöpfe. Paar um Paar wirbelt durch die Wirtschaft. Der mächtige Saal wird für die noch viel mächtigere Tanzlust zu eng. Die Spielleute, die Tänzer, die Wände schwitzen. Und dennoch, sie tanzen alle Tänze, diese Grünlinge des Lebens, aber am liebsten die heftigen und tollen. Hie und da raunt der kecke erste Tänzer dem Vorgeiger zu: «Nochmal den vorigen, den schnellen, wilden Walzer, der kann mir's!» Und bietet ihm, halb wie Dank, halb wie Befehl, ein Glas Wein hin.

Nein, nicht einen Tanz lassen diese Tollköpfe aus! Selbst ein siebenjähriger Balg, der das Abc erst bis zum d weiss, ein kleiner Spitzbube mit gelben Hosen, roter Weste, einem breiten, mit Appenzeller Kühlein bestickten Gurt und dem runden Lederkäppi auf dem Kraushaar, reicht mit vierschrötiger Freundlichkeit einer Sechsjährigen, die fast noch Puppe ist, den Arm. Die Drolligen hüpfen nun ohne Regel und Gesetz, nur dem Rhythmus ihres leichten Appenzellerblutes gehorchend, durch den grossen Menschenkreisel. Von den Grössern hin und her geworfen und völlig auseinandergerissen, strecken sie sich die Arme zu und finden sich immer für ein paar Takte wieder. Und wie sie dann ihre kirschroten Lippen vor Lachen auseinanderreissen, erst, weil sie sich verloren, und dann, weil sie sich doch wieder gefunden haben! Aber am allermeisten lachen sie, weil sie sich ganz sicher nochmals verlieren werden! O lachende, leichtherzige Gaiserkinder!

20. Lebe wohl!

Ich weiss eine Stunde, Gaiserbähnli, wo du über dieses Lachen und Tanzen wie ein Türke geflucht hast.

Es war im vorletzten Winter. Du hattest deine Heldenzeit.

Was ist das Grosses, wenn die Gotthardbahn vierzig und sechzig Wagen auf glatter Bahn und gescheuerten Schienen rollt? Zum Lachen! Aber wenn du über Eiskrusten fahren musst, sodass deine Räder die Geleise nicht mehr fassen, wenn dir der Schnee bis an die Brust geht und sich dir ganze Eisberge wie am Nordpol entgegenstemmen, wenn du nichts mehr siehst als weissen Himmel und weisse Erde, ha, wie deine Kollegen vom Tiefland den Mut sinken liessen! Zwar auch dir ward bange: du solltest nach Appenzell, und kein Zollbreit rücktest du mehr von der Stelle!

Da erinnerstest du dich, wie bei einer Schülerfahrt der allezeit so kinderfrohe Pfarrer den aufhorchenden Jungen zur Kurzweil des Weges eine alte eidgenössische Schlacht erzählte. Fein, wie er's kann! Bei Sempach, glaub' ich, war's. Die Feinde trutzten und starrten. Alles schweizerische Stossen und Lupfen nutzte nichts. Die eherne Feindesfront beharrte wie der Schneewall hier. Bis Winkelried kam. An das erinnerst du dich und gehst einige Schritte zurück, nimmst einen Anlauf – wieder zurück! Noch einen Ansturm, und wieder zurück! Endlich, ob es dir auch die Brust eindrücke, wagst du einen letzten Winkelriedvorstoss. Und sieh da, solcher Heldenhaftigkeit widersteht keine Macht der Welt: der Schnee weicht, heiho, die Schlacht ist gewonnen, die Bahn ist frei!

Fröhlich rumpelst du Appenzell zu. Da, was ist das? Von Gais zittert der Ton einer vorlauten Geige zu dir. Richtig, die Jungen haben ihren Fastnachtanz in der Krone! Was, hier soeben noch tödliche Arbeit und dort beinschwingender Tanz! Hier fast Ersticken im Schnee und dort geöffnete Halskragen und Jacken vor Festhitze!

Damals war's, wo du grimmig ausbrachst: «Verfluchtes Lachen und Nichts ...» Aber du redetest nicht aus. Dein grosser Verstand, der dich überall begleitet, schnitt dir das Wort ab. Du überlegtest, und zuletzt brummtest du: «Nun wohl, lass sie tanzen! Früh genug kommt über diese weichen Gesichter der Daseins-ernst mit seinen Gefechten, seinen Feindesfronten, seinen Widerständen und hoffentlich auch seinen erlösenden Winkelriedstaten!»

Fahre wohl, Bähnlein, nach Appenzell, fahre wohl! Aber wenn du von der Höhe des Sammelplatzes noch einmal zurückschaust ins hohe Dorf, dann grüsse es nochmals mit deinem kecksten, bundeswidrigsten Pfiff! Und grüsse es auch von mir, dem fernen, stadtbedrückten, nach freien Bergen und freien Menschen dürstenden Schreiberlein!

Erstdruck in:

Die Schweiz 12 (1908), S. 226–230, 246–249, 269–272 u. 289–294, erneut in: *Federer* Heinrich, *Gesammelte Werke*, Bd. 2: *Zwischen grünen Hügeln und Träumen*, Berlin (Grothe) 1931, S. 89–135; AV 78 (1953), Nr. 156 vom 6. Okt., S. 1–2, Nr. 157 vom 8. Okt., S. 1–2, Nr. 158 vom 10. Okt., S. 1–2, Nr. 159 vom 12. Okt., S. 1–2, Nr. 160 vom 13. Okt., S. 1–2, Nr. 161 vom 15. Okt., S. 1–2, Nr. 162 vom 17. Okt., S. 1–2 u. Nr. 163 vom 19. Okt., S. 1–2